



NATIONALE
STADT
ENTWICKLUNGS
POLITIK

Das Magazin zu den Pilotprojekten
der Nationalen Stadtentwicklungspolitik
Ausgabe 10 | September 2015

stadt:pilot 10

- ▶ Was Vielfalt in der Stadt ausmacht
- ▶ Wie neue Orte der Begegnung entstehen
- ▶ Wo Willkommenskultur praktiziert wird

Nationale Stadtentwicklungspolitik:
Eine Gemeinschaftsinitiative von Bund,
Ländern und Gemeinden

Aus Gründen der Lesegewohnheit und der sprachlichen Vereinfachung wird bei Personen die männliche Substantivform verwendet, wenn keine geschlechtsneutrale Formulierung möglich ist. Gemeint sind immer beide Geschlechter.



„Beim Thema Vielfalt in Stuttgart verstehe ich fast nur Bahnhof! Nord- und Güterbahnhof, um genau zu sein. Die beiden vielseitigen Mikrokosmen mit ihren Kulturprojekten, Ateliergemeinschaften, Geflüchteten-Unterkünften, urbanen Gärten, Stadtlaboren und großzügigen Freiflächen sind für mich der kreative Nährboden der Stadt.“ *Marco Trotta, contain't*

Der gemeinnützige Verein contain't bringt frischen Wind in die Stadt. Mit Musik, Kunst, Performance, Theorie, Workshops und Festivals belebt contain't derzeit den alten Güterbahnhof in Stuttgart. Ob im Frachtcontainer, Holzbau oder Zelt: contain't bleibt startklar für den nächsten Umzug – in eine lebhaftere Stadtkultur von morgen.

contain't wird als Fallstudie im Pilotprojekt „What'sUB – Kreative Stadt gestalten, Subkultur erhalten“ von der Hochschule für Technik Stuttgart untersucht.

Weitere Informationen unter www.containt.org.

Vorwort



Liebe Leserinnen und Leser,

wenn wir uns mit unseren Nachbarn verstehen, uns auf der Straße mit Offenheit und Freundlichkeit begegnen und wenn wir uns um hilfsbedürftige Mitmenschen kümmern, dann prägt das ganz entscheidend die Qualität des Lebens in einer Stadt. Darum sind das auch entscheidende Themen für eine Stadtentwicklungspolitik, die ein gutes Zusammenleben und eine gute Entwicklung in großen und kleinen Städten, in Ballungsräumen und auf dem Land, erreichen will.

Vor allem in den Programmgebieten der Sozialen Stadt haben wir bereits viele gute Erfahrungen gesammelt. In der Praxis vor Ort wird vor allem auf Qualität und den zielgenauen Einsatz der Instrumente geachtet. Doch neue gesellschaftliche Entwicklungen stellen unsere Städte auch vor immer neue Herausforderungen, nicht nur in den benachteiligten Stadtgebieten. Der amerikanische Soziologe Richard Sennett beschreibt in seinem Buch „Zusammenarbeit“ die Notwendigkeit zur Kooperation: „Die Kooperation ist in unseren Genen angelegt, darf sich aber nicht in Routineverhalten erschöpfen, sondern muss entwickelt und vertieft werden. Das gilt vor allem für den Umgang mit Menschen, die anders sind als wir. Dort wird Kooperation zu einem anspruchsvollen Unterfangen.“ Mit Menschen unterschiedlicher Herkunft, Prägungen und Interessen werden wir es aber in Zukunft immer öfter zu tun haben. Unsere Gesellschaft differenziert sich weiter aus, der demografische Wandel verändert die Altersstrukturen und neue Mitbürgerinnen und Mitbürger aus anderen Ländern kommen hinzu. Zur Stärkung des Zusammenlebens im Sinne einer guten Lebensqualität für alle, benötigen wir umso mehr mutige Ideen und kreative Impulse für die Stadtentwicklung.

Bund, Länder und Gemeinden
Stadtentwicklungspolitik mit
genen Jahr die besondere
des Themas aufgezeigt.
das gesamte Spektrum
und ehrenamtlicher
ten sowie an Stadtver-
und Stiftungen. Sie
sich mit Pilotprojek-
des Zusammenlebens
bewerben. Ein unabhängi-
anhand der Entscheidungskri-
und Kooperation 16 Projekte aus dem

Diese Projekte haben in diesem Jahr ihre Arbeit aufgenommen und werden nun bis Mitte 2017 durch das Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) in ihren Prozessen begleitet und unterstützt. Dies ist für uns besonders wichtig, weil wir dadurch unterscheiden können, welche Ideen funktionieren und welche in der Realität auf Schwierigkeiten stoßen, denn es bleibt nicht aus, dass ambitionierte Ansätze auf unerwartete Hindernisse treffen. Auch diese Erfahrungen sind wichtig, denn daraus können wir auf Bundesebene und in der Praxis vor Ort Lehren ziehen, Rahmenbedingungen überprüfen und es beim nächsten Mal besser machen.

Ich wünsche Ihnen eine anregende Lektüre!

Dr. Barbara Hendricks

Bundesministerin für Umwelt, Naturschutz, Bau und Reaktorsicherheit



haben als Träger der Nationalen
einem Projektauftrag im vergan-
gesellschaftliche Bedeutung
Der Aufruf richtete sich an
rum zivilgesellschaftlicher
Akteure in unseren Städ-
waltungen, Hochschulen
alle waren aufgerufen,
ten zu innovativen Formen
in Stadt und Quartier zu
ges Fachgremium konnte dann
terien Innovation, Übertragbarkeit
Bewerberfeld auswählen.

Zusammenleben in der Stadt

Eine Einführung

Die Zusammensetzung der Bevölkerung in den Städten und ihren Quartieren verändert sich. Die Dichte an unterschiedlichen sozialen und kulturellen Hintergründen stellt neue Anforderungen an das Zusammenleben. Mit den neuen Pilotprojekten zum Thema „Zusammenleben in der Stadt“ begleitet die Nationale Stadtentwicklungspolitik innovative Ansätze, die sich dieser Aufgabe annehmen und erproben, wie ein positiver Umgang mit Vielfalt aussehen kann.

Wir leben in einer Gesellschaft, die zunehmend vielfältiger wird. Individualisierung und Pluralisierung, Globalisierung und Migration sind wesentliche Treiber dieser Entwicklung. Die Städte sind jene Orte, an denen die Vielfalt unserer Gesellschaft am deutlichsten in Erscheinung tritt. Dort überlagern sich verschiedene soziale Lagen und Berufswege, Biographien und Lebensentwürfe, Zugehörigkeitsgefühle und Herkunftsbezüge; dort zeigt sich ein Neben- und Miteinander sich überkreuzender, sich mischender und neu bildender Milieus. In unseren Städten ist daher schon seit geraumer Zeit eine Vielfalt entstanden, die weit über die bloße Vorstellung eines gesellschaftlichen Multikulturalismus hinausgeht.

Die Vielfalt städtischer Gesellschaften lässt sich dabei keineswegs durch eine schlichte Gegenüberstellung einzelner Gruppen nach herkömmlichen Merkmalen wie Alter, Geschlecht, Einkommen, Bildung oder Herkunft beschreiben. So verdeckt etwa das einfache Aufschlüsseln in unterschiedliche Herkunftsgruppen Differenzierungen innerhalb dieser Gruppen und täuscht schließlich Einheitlichkeit vor, wo Vielfalt existiert. So gehört etwa zur Gruppe „der Türken“ auch die alleinerziehende Geschäftsfrau mit Kopftuch, die in ihrer Freizeit gerne ins Theater geht und sich für eine Umweltgruppe engagiert. Zudem geraten bei solchen Aufschlüsselungen sich überschneidende soziale und kulturelle Orientierungen aus dem Blick, die quer zu irgendwelchen Herkunftslagen liegen. Man denke etwa an den deutschen und syrischen Akademiker, die beide eine Vorliebe für lateinamerikanische Tänze haben und Anhänger marxistischer Theorien sind.

Die Wirklichkeit in unseren Städten ist also weitaus komplizierter als man annimmt. Sie entpuppt sich bei genauerer Betrachtung als äußerst vielschichtig. Es treten multiple Zugehörigkeiten und Identifikationen zu Tage, die sich in einem andauernden Wandel befinden und sich je nach Kontext und Situation anders darstellen. Insbesondere Migrationsbewegungen verändern dabei unsere Alltagswelt in den Städten und tragen zu einer Vervielfältigung von Lebenskonzepten und lokalen Kulturen bei. Mit großer Selbstverständlichkeit führen die genannten Überschneidungen bereits heute dazu, dass immer neue Verbindungen zwischen scheinbar weit voneinander entfernten Milieus entstehen.

Doch die Vielfältigkeit urbaner Gesellschaften stellt auch immer wieder neue Anforderungen an das Zusammenleben in der Stadt. Mit Vielfalt zu leben ist leichter gesagt als getan und unsere Stadtgesellschaften haben hierbei noch viel zu lernen. Zumal nicht jede Art von Vielfalt ausnahmslos auf Akzeptanz stößt und bestimmte Formen schnell zur Demarkationslinie zwischen „uns“ und „denen“ werden. Dies verdeutlicht allein die in letzter Zeit wieder verstärkt aufscheinende Ablehnung von migrationsbedingter Diversität in Teilen der Bevölkerung. Aus Sicht der Stadtentwicklungspolitik stellt sich demnach die Frage, wie Stadt und Gesellschaft weiterhin die notwendigen Bindungskräfte entwickeln und ein Zusammenleben in gegenseitiger Akzeptanz und Anerkennung stattfinden kann.

Strategien für den Umgang mit städtischer Vielfalt

Schon ein schneller Blick auf die ausgewählten Pilotprojekte zeigt, wie vielfältig sich Zusammenleben in der Stadt ausprägen kann, welche unterschiedlichen Menschen zusammenkommen, wie sie das Miteinander innovativ gestalten und welche Orte des Zusammenlebens entdeckt und entwickelt werden.

Neue Nachbarschaften gibt es überall dort, wo Neuankömmlinge und Alteingesessene aufeinandertreffen. Im Landkreis Lindau und in Essen wird Flüchtlingen das Ankommen erleichtert, indem sie dezentral in den Stadtteilen untergebracht werden und Lotsen sich darum kümmern, dass sie in ihrem neuen Umfeld in das Zusammenleben einbezogen werden. Auch das Projekt „New Hamburg“ vernetzt die Bewohner der Flüchtlingsunterkunft mit den Alteingesessenen im Viertel. Bei „Kirche findet Stadt“ werden an verschiedenen Pionierstandorten übergreifend Brücken zwischen Kommunen, Kirchen, Sozial- und Wohnungswirtschaft geschlagen, um tragfähige Strukturen für sozial ausgewogene Quartiere zu entwickeln. Für das Miteinander werden auch ganz neue Orte gefunden und gestaltet. Im Hamburger Projekt „KEBAP“ soll ein Hochbunker genutzt werden, um dort Räume für Kultur und Begegnung zu schaffen. Ein Hotel wird zum Ort für ein nachbarschaftlich orientiertes, international ausgerichtetes Begegnungszentrum im stark interkulturell geprägten Leipziger Osten. Ziel ist, dass dort Menschen aus aller Welt sowohl mit Kunstschaffenden als



auch den lokalen Gemeinschaften in Kontakt treten. Zu einem neuen Ort der Begegnung wird das „Gast.Haus“ in Hildesheim. Eine Herberge für Obdachlose wird gemeinschaftlich zum Treffpunkt im Quartier entwickelt und ein Konzept des Miteinanders erprobt. Dorthin, wo ein Ort zum Zusammenleben und für Aktionen fehlt, kommt in Nürnberg die „Stadt auf Rädern“, ein mobiles Quartierszentrum zum Mit- und Selbermachen, an dem die verstreuten Angebote von Vereinen und Stadt zusammengeführt werden.

Ein Schlüssel für das Zusammenkommen von Bewohnern sind Begegnungen, die in einer Reihe von Projekten durch wohlüberlegte Aktionen herbeigeführt werden. Alteingesessene und neue Bewohner, Leute aus dem einen Kiez und aus demjenigen jenseits der Straße, Alte und Junge, Hochkultur und Subkultur gehen dabei aufeinander zu, um Verständnis und Respekt füreinander zu gewinnen. So werden im Göttinger Stadtteil Leineberg Jugendliche im offenen Strafvollzug und ältere Bewohner zusammen aktiv und unterstützen sich gegenseitig. Ziel des Dortmunder Projekts „all inclusive“ ist die Stärkung von stadtteilübergreifender Zivilgesellschaft und ehrenamtlichem Engagement. Mittels öffentlichkeitswirksamer Aktionen soll der Segregation zwischen den Stadtteilen entgegengewirkt werden. Im Kölner Projekt „Die Stadt von der anderen Seite sehen“ treffen verschiedene Perspektiven und bereits bestehende und gut ausgebaute Netzwerke innerhalb des Stadtteils Mülheim aufeinander. Dabei ist das Schauspiel Köln als Theater Motor des Dialogs und zugleich künstlerisches Transportmittel für den Prozess. Einen milieuübergreifenden Dialog initiiert das Stuttgarter Projekt „Salz und Suppe“. Angelehnt an die bekannten Kochshows aus dem Fernsehen werden Menschen aus völlig unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen im Stadtgebiet

bei regelmäßig stattfindenden Dinner-Abenden an einen Tisch gebracht.

Für das Zusammenleben in der Stadt werden zunehmend Formen der Stadtentwicklung „von unten“ wichtig. Im Vordergrund steht dabei das Engagement der Bevölkerung, die mit eigenen Projekten das Zusammenleben in der Stadt gestaltet. Hierzu zählen auch selbstorganisierte Planungs- und Gestaltungsprozesse, nicht selten unterstützt durch neue smarte Technologien. „openBerlin“ ist solch eine internetbasierte Plattform für partizipative Stadtentwicklung von unten, der echten Teilhabe an stadträumlichen Transformationsprozessen und Ideenproduktion. Sie vernetzt Projekte, Projektsuchende und städtische Freiräume.

Auch der Kulturbereich ist ein Feld für Urbanismus von unten. Das Projekt „Whats´sUB“ setzt sich mit der Frage auseinander, wie Subkultur in einer Stadt wie Stuttgart Raum findet, wie diese Räume auch im Rahmen der Stadterneuerung erhalten bleiben können und welche Wirkung Subkultur auf Quartiere und deren Bewohnerschaft hat. „Urbane Interventionen“ sind ganz niedrigschwellige Ansätze, um im Kontext des Osnabrücker Gartenjahres 2015 eine bürgergetragene Stadtentwicklung anzustoßen. In zwei Stadtteilen wird ein temporärer, öffentlicher Anlaufpunkt geschaffen, der in das Umfeld ausstrahlt und einen Beitrag zur Inklusion bisher nicht im Quartier verankerter Gruppen leistet.

So vielfältig und unterschiedlich die Projekte sind, so eint sie doch die Suche nach tragfähigen und nachhaltigen Formen des Zusammenlebens, die Notwendigkeit Akteure zu mobilisieren und deren Vertrauen zu erlangen. Dadurch sollen Impulse in die Stadträume gegeben und die gelebten Nachbarschaften dauerhaft verstetigt werden.

Neue Nachbarschaften Vielfalt zusammenbringen!

Herr Müller ist verwundert. Das hätte er nicht gedacht. Als Kleingärtner mit einer Parzelle im Süden Dortmunds ist er davon ausgegangen, dass er die Vereinsszene der Kleingärtner gut kennt. Im Dortmunder Süden pflegt er seit Jahrzehnten seinen Garten. Er kennt seine Nachbarn, man duzt sich. Doch seit einigen Jahren sind Veränderungen spürbar – alte Weggefährten können aufgrund ihres Alters ihren Garten nicht mehr weiterführen, Parzellen werden frei, man findet kaum Nachwuchs.

Nun ist er zu einem Treffen des Dortmunder Bürgerforums „Nord trifft Süd“ gekommen, in die Nordstadt Dortmunds. Eigentlich begibt man sich nie aus dem Süden der Stadt in den Norden. Die Unterschiede sind zu groß, die Vorbehalte gegen den sozial schwachen Norden stark verbreitet. Das Treffen interessierte ihn jedoch, immerhin ging es um die Kleingartenszene.



„Womit ich nicht gerechnet habe, ist, dass hier in der Nordstadt in der Tat Leute leben, die auch gärtnern wollen und die ich mir als Gartennachbarn vorstellen kann“, berichtet Herr Müller. So konnte er auf dem Bürgerforum Kontakt zu interessierten Kleingärtnern aus der Nordstadt herstellen und sich auf diese Weise um die Nachwuchssorgen in der Kleingartenszene der südlichen Stadtteile kümmern. Denn eine positive Besonderheit trifft auf die Nordstadt zu: Es ist der demografisch gesehen „gesündeste“ Stadtteil und weist z.B. in der Altersgruppe der 18- bis 30-Jährigen die höchsten Zahlen aller Dortmunder Stadtteile auf.

Das Dortmunder Bürgerforum „Nord trifft Süd“ ist das Vorgängerprojekt von „Dortmund all inclusive“, dem aktuellen Vorhaben des Planerladen e.V. Dortmund. Ausgangslage des Projektes ist die Tatsache, dass die Segregation zwischen den Stadtteilen auch in Dortmund stark ausgeprägt ist. Die Stadtteilgrenzen wirken zudem als Erfahrungs- und Mobilitätsgrenzen. Dabei sind vor allem die nördlichen Stadtteile, und hier besonders der Stadtteil Nordstadt, direkt nördlich vom Hauptbahnhof, stark migrantisch geprägt und von Armutstendenzen betroffen. Die Nordstadt hat einen Ausländeranteil von 41,1% und eine Arbeitslosenquote von 25,6%. Ein südlicher Stadtteil wie Dort-

mund Aplerbeck weist dagegen einen Ausländeranteil von 5,5% und eine Arbeitslosenquote von 7,4% auf.

Mit Blick auf die ganze Stadt

War es das wesentliche Ziel des Bürgerforums „Nord trifft Süd“ Vereine und Initiativen der Nordstadt mit denen aus der Südstadt zusammenzubringen, soll „Dortmund all inclusive“ nicht nur die erfolgreiche Vernetzung fortführen, sondern alle Stadtteile Dortmunds miteinbeziehen. „Haupthindernis dafür sind aber nicht die unterschiedlichen Ausländeranteile in den jeweiligen Stadtteilen, sondern die stärker verbreitete Armut in den nördlichen Stadtteilen“, betont Tülin Kabis-Staubach. Das Projekt wird diese Problemlagen nicht direkt beseitigen können. Über einen Dialog zwischen unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen und zwischen den Stadtteilen soll jedoch einer weiteren Spaltung der Stadtgesellschaft entgegengewirkt werden. „Mit ‚Dortmund all inclusive‘ wollen wir auch den Zusammenhalt in der gesamten Stadt befördern“, erwähnt Tülin Kabis-Staubach als Ziel. Der Unterschied zu anderen Integrationsprojekten ist vor allem im stadtteilübergreifenden Ansatz



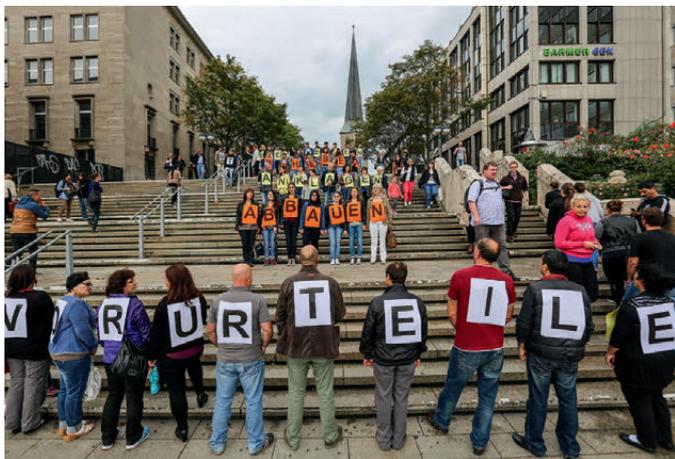
Planerladen e.V. Der Verein arbeitet seit 1982 in Dortmund im Themenfeld demokratischer Stadtplanung und Gemeinwesenarbeit. Arbeitsschwerpunkte liegen im Bereich der Aktivierung sozial benachteiligter Menschen. Tülin Kabis-Staubach ist neben zwei weiteren Vorständen treibende Kraft im Verein.

zu sehen und dieser hat seinen Ursprung in den genannten Dortmunder Eigentümlichkeiten: Bewohner der südlichen Stadtteile wissen von den Bewohnern der nördlichen Stadtteile wenig bis gar nichts und setzen bislang kaum einen Fuß in den Norden. „Im Dialog können wir die zwischenmenschlichen Beziehungen und das gegenseitige Verständnis und Verstehen in der Stadt weiter fördern“, ist sich Tülin Kabis-Staubach sicher. Um die Menschen zu erreichen und zu zeigen, wie alle Stadtteile voneinander profitieren können, sollen engagierte Akteure aus verschiedenen Stadtteilen eingeladen werden und von ihren Erfahrungen z.B. bei der Integration von Migrantinnen oder beim Einsatz gegen Arbeitslosigkeit berichten. Aber auch

praktische Themen wie Genehmigungsverfahren, die zum Beispiel bei der Eröffnung eines Gewerbes

notwendig werden, oder die Möglichkeiten zur Akquise von Fördermitteln, die für die Umsetzung von kleinen Projekten gebraucht werden, sollen erörtert werden.

Projektmitarbeiter Martin Eder berichtet, dass dabei ein wichtiger Arbeitsbaustein die Fortsetzung des Bürgerforums sei. „Dieses Format hat sich bewährt und soll als „Dortmund queerbeet“ nicht mehr nur Vereine und Bürger aus dem Norden und Süden ansprechen, sondern solche aus allen Dortmunder Stadtteilen“, berichtet Eder. Der Fokus auf die Nordstadt soll dennoch nicht verloren gehen. „Als sozial schwächster Stadtteil besteht hier weiter Handlungsbedarf, dem wollen wir mit dem Baustein „Nordexport“ gerecht werden“, so Eder. Ideen, Produkte, Dienstleistungen, die in der Nordstadt entstehen oder angeboten werden, sollen in der ganzen Stadt durch entsprechende Veranstaltungen beworben und angeboten werden. Als eine Idee steht hier bereits die Durchführung eines Tages des offenen Ateliers im Raum, mit dem die künstlerischen Aktivitäten der Nordstadt in der ganzen Stadt bekannter gemacht werden können. „Damit das Ganze Widerhall in der Öffentlichkeit erfährt, werden wir Fortschritte und Ergebnisse regelmäßig mit einer Kampagne im Stadtraum und in den Medien präsentieren“, berichtet Martin Eder weiter.



Bewegung als Auftakt

Ein Anfang wurde im Juni 2015 gemacht: Das Auftakttreffen für „Dortmund all inclusive“ fand statt, das gleichzeitig die Jubiläumsausgabe des Bürgerforums „Nord trifft Süd“ war. Zum 10. Mal trafen sich die Vereine und Initiativen aus der Nord- und Südstadt, um gemeinsam ins Gespräch zu kommen. Auch Herr Müller konnte von Tülin Kabis-Staubach und Martin Eder begrüßt werden. „Mir ist es wichtig heute dabei zu sein, und dem Folgeprojekt Impulse zu liefern“, erwähnt Herr Müller. Diesmal ging es darum, die bisherigen Treffen Revue passieren zu lassen, nach den bisherigen Erfolgen zu fragen und zu prüfen,

welche Ideen zukünftig das Zusammenbringen der Stadtteile Dortmunds weiter befördern könnten. Mit Hilfe der Methode eines World Cafés wurden zu diesen drei Punkten Anregungen und Ideen zusammengetragen. Die Ideen fließen in die Ausgestaltung der einzelnen Bausteine von „Dortmund all inclusive“ ein. Im Rahmen des Auftakttreffens zeichneten sich bereits einige Schwerpunkte ab. „Es wird deutlich, dass wir das Gartenthema im Rahmen von ‚Dortmund queerbeet‘ auch weiterhin in die anderen Stadtteile tragen werden. Hier besteht ein deutliches Interesse.“ Auch das Engagement gegen Armut wird ein weiteres Arbeitsfeld werden. „Hier hoffen wir insbesondere auf Initiativen der südlichen Stadtteile“, so Tülin Kabis-Staubach. Der Moderator des Auftakttreffens zu „Dortmund all inclusive“, Kay Bandermann, fasste schließlich die Ergebnisse der Veranstaltung zusammen und sprach damit an, worauf es in Zukunft bei dem Projekt ankommen wird: „Meiner Ansicht nach geht es um ‚Bewegung‘, um Bewegung zwischen unterschiedlichen Menschen, um Bewegungen zwischen den Stadtteilen von Dortmund und um die Bewegung aufeinander zu.“

Das perfekte Dinner in Stuttgart

Ein beliebtes Kochshow-Format stand Pate für das Stuttgarter Projekt „Salz und Suppe“. Die Initiatoren des Projekts sind überzeugt: der (eigene) Esstisch bietet die beste Möglichkeit Menschen aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen zusammenzubringen und das Zusammenleben zu fördern. Dieser Idee folgend möchte das Projekt einen intensiven Austausch über Milieugrenzen hinweg schaffen und letztlich eine neue Form der Bürgerbeteiligung etablieren. In einem Zweimonatsrhythmus lädt jeweils ein Gastgeber zu einem Dinner bei sich zu Hause ein und gewährt seinen Gästen Einblick in seinen Alltag und sein Quartier. Bei typischen Gerichten soll in kleiner Runde unter Leitung eines Moderators über ausgewählte gesellschaftlich-planerische Themen diskutiert werden. In lockerer Atmosphäre sollen besonders marginalisierte Gruppen zum Mitdiskutieren ermutigt und ihnen eine Stimme in der Stadtentwicklung verliehen werden. Die Ergebnisse der Diskussionsrunden fließen abschließend in die Handlungsstrategie „Soziale Stadtentwicklung“ der Stadt Stuttgart ein.

Ansprechpartner für das Projekt ist Ulrich Dilger bei der Landeshauptstadt Stuttgart, Amt für Stadtplanung und Stadterneuerung

Den Umgang mit Migration neu denken Stadt und Vielfalt

In jüngerer Zeit ist das Zusammenleben in unseren Städten wieder verstärkt in die Diskussion geraten – nicht zuletzt aufgrund von Erscheinungen wie Pegida und Co. Im Mittelpunkt dieser Auseinandersetzung steht die Frage, wie ein funktionierendes Miteinander in einer sozial und kulturell vielfältigen Stadtgesellschaft befördert werden kann. Lars Wiesemann hat Erol Yildiz, Professor an der Universität Innsbruck, dazu befragt.

Wiesemann: Herr Professor Yildiz, unsere Gesellschaft wird in ihrer Zusammensetzung immer vielfältiger – dies gilt vor allem für die Bevölkerung in den Städten. Was kennzeichnet die Vielfalt heutiger Stadtgesellschaften in Deutschland?

Yildiz: Historisch gesehen war Vielfalt immer ein wesentlicher Bestandteil des städtischen Lebens. Stadt ohne Diversität ist kaum denkbar, ja sogar erst durch vielfältige Orientierungen von Menschen werden Städte lebenswert und spannend. In den letzten Jahren beobachten wir eine neue Art von Diversität, die mit der Öffnung der Orte und Lebensentwürfe einhergeht. Das wird gegenwärtig unter dem Vorzeichen der Globalisierung



Prof. Dr. Erol Yildiz lehrt und forscht am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Innsbruck mit dem Schwerpunkt Migration und Bildung.

diskutiert. Menschen leben zwar „vor Ort“, aber viele Elemente, mit denen sie tagtäglich zu tun haben, können nicht mehr auf Lokalität reduziert werden. Alles, was wir etwa als einheimisch oder typisch deutsch wahrnehmen, erscheint bei genauerer Betrachtung von weltweiten Einflüssen geprägt. Dieser Synergieeffekt zwischen Globalisierung und Lokalisierung ist heute im urbanen Kontext normal. Wir nehmen dies gar nicht mehr so wahr. Aber die vielfältigen Lebensentwürfe in den Städten zeugen von dieser neuen Diversität. Biographien haben weltweite Bezüge, sind global, uneindeutig, ambivalent, vielfältig und vielschichtig geworden.

Die Migrationsprozesse in den letzten Jahrzehnten haben zur Diversifizierung der Stadtgesellschaften wesentlich beigetragen. Migrationsbedingte Vielfalt wird allerdings oft als Problem oder gar als Gefahr für den sozialen Zusammenhalt in den Städten gesehen. Wie ist Ihr Standpunkt dazu?

In der Tat wird diese Art von Vielfalt in den Medien oder zum Teil in der Wissenschaft eher negativ bewertet. Gerade migrationsgeprägte Quartiere werden oft als Problem gesehen. Begriffe wie „Ghetto“ oder „Parallelgesellschaft“ bringen dies zum Ausdruck. Auch beobachten wir eine Art Hierarchisierung

von Diversität. Während bestimmte Formen von Diversität als wünschenswert gelten, werden andere als problematisch wahrgenommen. Zum Beispiel werden sprachliche Entwicklungen mit zweierlei Maß gemessen. Mehrsprachige Menschen bewegen sich oft zwischen mehreren Sprachen. Ein Satz beginnt in der Muttersprache und endet auf Deutsch. Wenn ein amerikanisches Diplomatenkind so etwas macht, findet man das charmant. Wenn aber ein Migrantenkid mit türkischem Hintergrund das tut, wird es fast schon automatisch skandalisiert, obwohl solche hybriden Mischformen ganz normal sind.

In Ihrer Forschung befassen Sie sich bereits seit langem mit dem Leben in migrationsgeprägten Quartieren – auch vor dem Hintergrund der öffentlichen Diskussion um Parallelgesellschaften. Was macht das Leben in solchen Quartieren aus?

Bisher habe ich immer versucht, das Leben in diesen Quartieren nicht hysterisch zu diskutieren. Wie gesagt, migrationsgeprägte Quartiere werden im öffentlichen Diskurs oft skandalisiert. Sie gelten fast reflexartig als Parallelgesellschaften. Solche Stadtquartiere sind aber keine homogenen Einheiten, sondern sehr differenziert. Sie finden dort vielfältige Lebensentwürfe und Lebenswelten, einzigartige Biographien, unterschiedliche Erfahrungen und unterschiedliche Visionen, die das Leben in diesen Vierteln nachhaltig prägen. Sie sind ein Raum der Vielfalt mit unterschiedlichen Sprachen, Religionen und Lebensstilen. Diese Diversität macht das Leben in solchen Vierteln aus. Zudem haben gerade Migranten durch ihre ökonomischen und kulturellen Aktivitäten wesentlich zur Wiederbelebung solcher Stadtteile beigetragen. Dadurch wurden diese Stadtteile auch immer attraktiver für Menschen von außen. Solche Stadtviertel sind deswegen keine Parallelgesellschaften. Statt das Leben in diesen Quartieren zu skandalisieren, plädiere ich dafür, die Leistungen der Einwanderer und deren Nachkommen anzuerkennen und solche Entwicklungen nachhaltig zu unterstützen.

Wie stellt sich denn das Zusammenleben in solchen Räumen der Vielheit dar? Krisenhaft und konfliktbeladen oder selbstverständlich und unaufgeregt?

Von außen wird oft unterstellt, dass in solchen Quartieren ein hohes Konfliktpotenzial bestünde. Aber wenn man genau hinschaut, und das zeigt auch unsere Forschung, ist in diesen Stadtteilen das Zusammenleben doch von einer

Selbstverständlichkeit und Gelassenheit geprägt. Man kann fast sagen, es ist schon geradezu unspektakulär, auch aus der Perspektive der Menschen vor Ort. Sie nehmen überwiegend eine sehr gelassene Haltung gegenüber der vorzufindenden Vielfalt ein und gehen damit sehr pragmatisch um. Natürlich gibt es auch Konflikte im Zusammenleben, aber dieselben Konflikte finden sie in anderen Stadtteilen auch. Wir sollten daher das Zusammenleben in solchen Quartieren nicht dramatisieren.

Unter der Oberfläche dieses überwiegend selbstverständlichen Miteinanders existieren dennoch häufig Vorurteile und Ressentiments. Ebenso treten Diskriminierungen auf. Wie kann es gelingen, dagegen anzugehen?

Erst wenn wir es geschafft haben, das Phänomen Migration radikal neu zu denken und alle Menschen unabhängig von irgendwelchen Herkünften in die Gestaltung von Zukunft einzubeziehen, können Diskriminierungen überwunden werden. Dafür brauchen wir ein anderes Bewusstsein, das Vielfalt als Stärke begreift und vor allem strukturelle Veränderungen, die diesen Entwicklungen gerecht wird. Wir brauchen eine pragmatische Haltung, einen pragmatischen Realismus im Umgang mit Migration und keine weitere Skandalisierung.

Im Rahmen der Nationalen Stadtentwicklungspolitik fördert der Bund derzeit Projekte, die sich für das Zusammenleben in der Stadt engagieren. Diese beabsichtigen, Kontakt und Austausch zu fördern, indem etwa neue Treffpunkte geschaffen sowie Aktionen wie gemeinsames Gärtnern, Theaterspiel oder Kochen initiiert werden. Dahinter steht das Ziel, bestehende Fremdbilder aufzubrechen, ein selbstverständliches Miteinander zu ermöglichen und Unterscheidungen zwischen „Wir“, „die Deutschen“, und „Denen“, „die Migranten“, zu überwinden. Wie bewerten Sie solche Aktivitäten?

Wenn durch Aktivitäten ein solches Zusammenkommen ermöglicht und auf diesem Wege ein anderes Bewusstsein geschaffen wird, ist das zu begrüßen. Die binäre Denkart zwischen „Uns“ („Einheimischen“) und „Denen“ („Migranten“) hat sich im Laufe der Zeit zu einem Mythos verdichtet. Erst wenn wir es schaffen, solche Vorstellungen zu entkräften, können neue Visionen entwickelt werden, die nicht kontraproduktiv wirken. Ein Problem ist aber, dass in vielen Maßnahmen, die sich auf das Zusammenleben in den Städten beziehen, immer noch, wenn auch implizit, ethnisch national gedacht wird und die differenzierten Lebenswirklichkeiten in urbanen Räumen kaum wahrgenommen werden. Ein weiteres Problem ist, dass einerseits versucht wird, durch solche Maßnahmen Fremdbilder abzubauen, andererseits aber werden jene Bilder in Institutionen wie etwa den Schulen weiter reproduziert. Daher brauchen wir ebenso Maßnahmen, die die Sensibilisierung aller gesellschaftlichen Institutionen in Bezug auf dieses Thema zum Ziel haben.

Integration fördern und Zusammenleben verbessern sind Aufgaben, die auf kommunaler Ebene immer stärkeres Gewicht erlangen. Was kann und sollte Stadtpolitik in dieser Hinsicht tun?

Es geht nicht um Integration, sondern um Gestaltungspolitik, die versucht, alle Menschen vor Ort einzubeziehen. Das urbane Leben und damit auch Lebensentwürfe und Differenzen sind in Bewegung geraten, was neue Orientierungen und Konzepte verlangt. Wir brauchen Stadtentwicklungskonzepte, die für Veränderungen offen und sensibel sind. Wir benötigen eine diversitätsbewusste Perspektive, die unterschiedliche Lebenswirklichkeiten, mehrheimische Zugehörigkeiten und vielfältige Kompetenzen von Menschen als Ressource wahrnimmt, anerkennt und für urbane Gestaltungsprozesse nutzt. Wir leben schon längst in einer Gesellschaft, die überall und dauerhaft von den Erfahrungen und Wirkungen des Kommens, Gehens und Bleibens geprägt ist. Das ist keine migrantische Erfahrung mehr. Daher brauchen wir eine stadtpolitische Perspektive, die das Phänomen Migration als Normalität wahrnimmt und die kulturellen, ökonomischen und politischen Impulse, die migrationsgeprägte Stadtteile bieten, anerkennt und in die Gestaltungsprozesse einbezieht.

Wie sieht Ihre Vorstellung von einem gelingenden Zusammenleben in einer sozial und kulturell vielfältigen Stadtgesellschaft aus?

Es ist nicht so einfach, diese Frage zu beantworten. Man müsste erst diskutieren, was zum Zusammenleben in einer demokratischen Gesellschaft gehört. Ich denke, dass es für ein gelingendes Zusammenleben in erster Linie wichtig ist, dass alle Menschen zunächst potenziell Zugang zu gesellschaftlichen Ressourcen haben, zu Bildung, Arbeitsmarkt, Recht usw. – also eine Art demokratische Gleichheit. Wenn bestimmte Gruppen einen limitierten Zugang haben, dann ergeben sich Probleme für die betroffenen Menschen. Darüber hinaus benötigen Menschen Möglichkeitsräume für politische Kommunikation, in denen Vielfalt als Ressource genutzt werden kann.

Das Interview führte Dr. Lars Wiesemann, Projektleiter Nationale Stadtentwicklungspolitik, BBSR



Rundgang auf der Veddel

Ein Neues Hamburg gestalten

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war der Hamburger Stadtteil Veddel ein Ort der Abreise und des Aufbruchs für Menschen, die überall auf der Welt neue Städte gründeten: Novo Hamburgo, Nuevo Hamburgo oder New Hamburg. Mittlerweile hat sich die Veddel zum Ankunftsort gewandelt. Die bunt gemischte Bewohnerschaft aus 67 Nationen wird durch die Wohnunterkunft für Flüchtlinge am Rand des Stadtteils noch vielfältiger. Hier soll nun wieder ein New Hamburg entstehen.

„Nur vernetzen reicht nicht! Wenn ich mich mit jemandem vernetze, bleibt jeder an seinem Ort. Erst wenn wir uns verbinden, komme ich zu dem anderen.“ Mit einem Satz beschreibt Claudia Plöching, was den Kern ihrer Arbeit ausmacht.

Die Projektleiterinnen von New Hamburg sitzen im „Scotland Yard“, dem Café auf der Brückenstraße der Veddel. Hier backt Audrey die besten Franzbrötchen und der gesamte Fußgängerstrom von und zur S-Bahnstation kommt vorbei. Man trifft Bekannte und Gesichter des Stadtteils, Francine von Veddel aktiv e.V., die Kinder aus der Kita Uffelsweg auf dem Weg zum Ausflug.

Gemeinsam mit Diakonin Uschi Hoffman leitet Claudia Plöching das Projekt, das vom evangelisch-lutherischen Kirchenkreis Hamburg-Ost getragen wird. Das Projekt entwickelte sich aus dem gleichnamigen Vorläufer, der von April bis Oktober 2014 lief. Das Deutsche Schauspielhaus plante eine Arbeit im Stadtteil unter Beteiligung des Publikums. Gleichzeitig beschloss der damalige Pastor der Kirchengemeinde auf der Veddel seine Kirche dem Stadtteil zu öffnen. So war der Spielort für das Theater gefunden. Ein halbes Jahr lang wurde die Veddel wachgerüttelt, die Wünsche, Probleme und Ideen aufgenommen und Projekte geschmiedet. Die Kirchengemeinde brachte zwei Projekte an den Start: ein Stadtteilcafé und das Welcome´s Höft, das Verbindungen zur Flüchtlingsunterkunft an der Hafensbahn schaffen sollte. Der Prozess gipfelte 2014 im Oktober in einem dreiwöchigen Festival. Die gesamte Veddel war auf den Beinen. „Da war eine unglaubliche Euphorie und Begeisterung“, erzählt Uschi Hoffmann und nippt an ihrem Milchkaffee. „Danach machte sich allerdings eine kleine Depression breit, als nach dem Festival alles zu Ende war.“

Im Kirchenkreis war man sich jedoch darüber einig, dass die

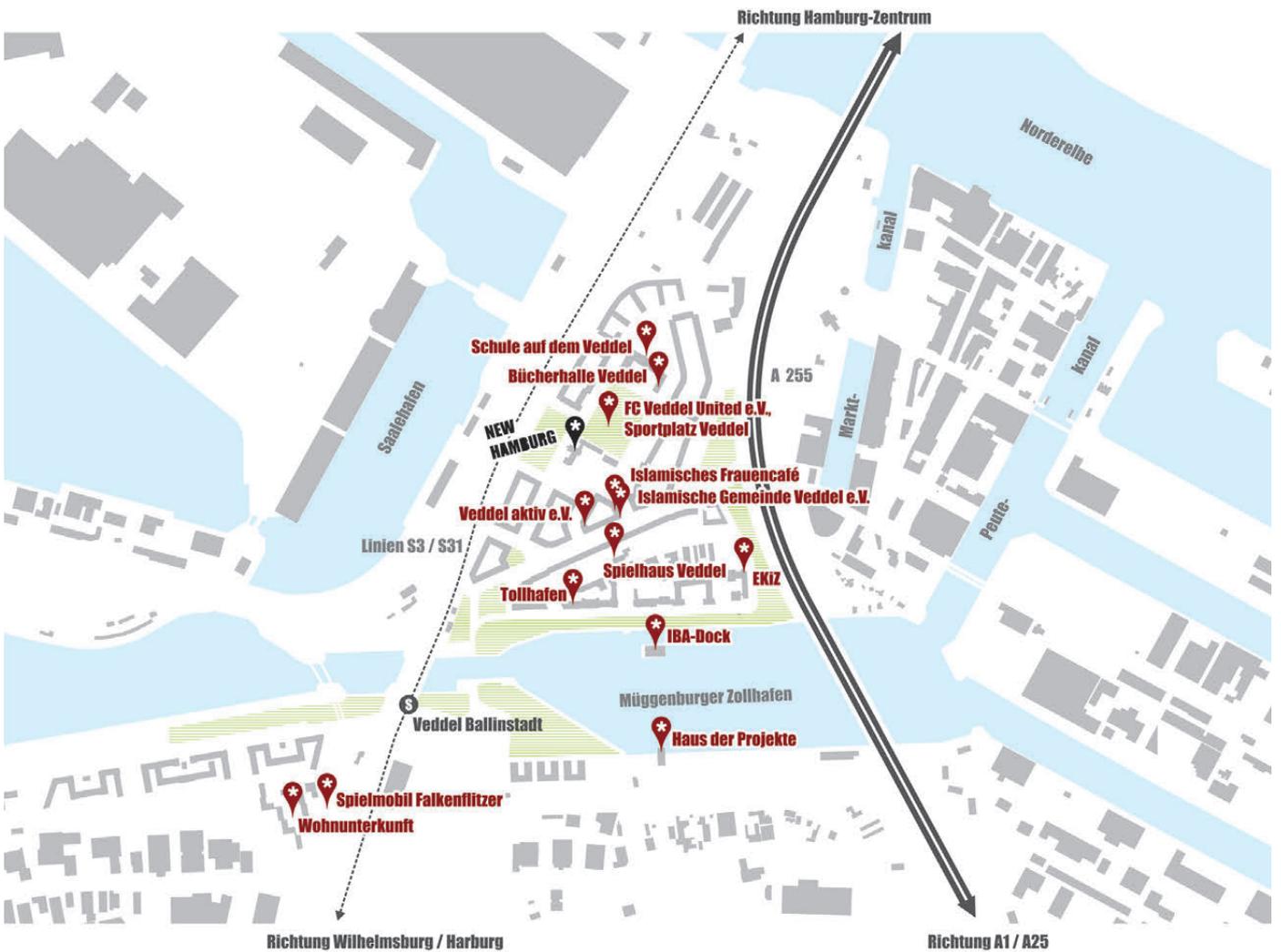
beiden eigenen Projekte unabhängig vom Initialprojekt weiter betrieben werden sollten, „weil es uns ja eben um den Aufbau von Strukturen und die Entwicklung von Gemeinwesen ging“, sagt Uschi Hoffmann und winkt dabei einem Bekannten.

„Nachdem das Schauspielhaus die künstlerische Leitung abgegeben hatte, haben wir als Ersatz ein Programmkomitee ins Leben gerufen. Es besteht aus Stadtteilbewohnern, Vertretern von Kirchenkreis und Islamischer Gemeinde sowie Ensemblemitgliedern. Das Komitee betreut Projekte, die parallel zu unseren laufen“, so Claudia Plöching. Sie ist hauptsächlich für den Projektbaustein Welcome´s Höft verantwortlich. Hintergrund hierfür ist die im Stadtteil an der Hafensbahn gelegene Wohnunterkunft, in der die Stadt nach der 12-wöchigen Betreuung in den Erstaufnahmestellen Flüchtlinge unterbringt, aktuell rund 340 Personen. Nicht nur geografisch ist die Unterkunft durch Deich und Wasserstraße vom übrigen Stadtteil abgeschnitten.

Das Stadtteilcafé entstand, weil man einen Ort des Zusammenkommens für alle Bewohner des Quartiers schaffen wollte, unabhängig von ihrer Herkunft, ihrem Alter und ihrem Geschlecht. Das nun seit einem Jahr laufende Café hat sich zu einem echten Ort der Begegnung entwickelt und bietet mehrmals die Woche Sprachcafé und Sozialberatung, aber auch mal Gartentage an. Mittlerweile hat es in einem gemeinsamen Ideenfindungsprozess mit allen Nutzern den Namen Café Nova bekommen.

„Gerade gestalten wir das Café mit allen Bewohnern neu. Dazu haben wir eine Bauprobe gemacht, wie im Theater. Da konnte einfach jeder mitmachen und bauen, wie er sich das Café vorstellt“, berichtet Claudia Plöching und zeigt die Bilder des Cafémodells auf ihrem Laptop. Einladend sieht es aus, mit roten Samtvorhängen „für die Akustik“ und vielen Sitzgelegenheiten. Direkt mit dem Café Nova verbunden ist die Immanuelkirche,





das eigentliche Zentrum dieses New Hamburg. Seit dem Festival hat sich die rote Backsteinkirche gewandelt, es gibt keine Bänke mehr, dafür gemütlichen blauen Teppichboden, einen riesigen Kronleuchter und eine große Leinwand. „Hier veranstalten wir Konzerte, schauen WM oder Filme und feiern unsere Gottesdienste. Und manchmal probt hier unsere Metal-Band“, erklärt Uschi Hoffmann. Wäre da nicht die Orgel, das Taufbecken und das große Jesus-Bild hinter dem Altar, man könnte vergessen, dass man in einer Kirche ist. Dass es ein besonderer Ort, ein Möglichkeitsraum ist, das spürt man jedoch sofort. Einen Steinwurf von der Kirche entfernt liegt der Sportplatz der Veddel. „Zusammen mit dem FC Veddel United planen wir über den Sommer ein Fußballerevent: bunt zusammengewürfelte Teams jeden Alters, Geschlechts und Nationalität können

mitmachen und in einer vierwöchigen Vorbereitung gemeinsam trainieren, bevor dann in einem großen Sommerfest im Juli das eigentliche Turnier stattfindet.“ Vom Sportplatz aus sieht man schon die Stadtteilschule Veddel, in deren Seitenflügel sich die Bücherhalle der Veddel befindet. Anfang der 1930er Jahre war diese die erste Freihandbücherei für Arbeiter in Deutschland. Vor wenigen Jahren von der Schließung bedroht, wird sie heute vom Stadtteilverein Veddel aktiv e.V. betrieben, einem Kooperationspartner von New Hamburg. Von hier sind es nur drei Minuten Fußweg zum nächsten Partner von New Hamburg, der Kita Uffelnsweg mit dem Eltern-Kind-Zentrum (EKiZ). Unterwegs zeigt Frau Plöchinger weitere Einrichtungen, die in New Hamburg eingebunden sind: die Islamische Gemeinde, das islamische Frauencafé, das Spielhaus



Auch in Hamburg: Kultur meets Energie

Ein Bunker mitten im Quartier: ein Fremdkörper? Das Projekt KEBAP im Hamburger Stadtteil Altona zeigt beispielhaft, dass dies nicht der Fall sein muss. Ganz im Gegenteil, der Bunker in der Schomburgstraße in Altona bildet das Herzstück einer Stadtentwicklungsinitiative getragen durch engagierte Menschen des Quartiers, den Verein KulturEnergieBunkerAltonaProjekt e.V. Ziel dieses innovativen Projekts ist es, in dem Bunker nach dessen Umbau einen Ort der Begegnung mit Kultur und Energie zum Anfassen zu schaffen.

Da es sich um einen Zwillingbunker handelt, soll künftig in einer Hälfte ein Heizhaus betrieben werden, während in der anderen Ateliers, Proberäume, Werkstätten usw. vorgesehen sind. Das Heizhaus wird die Kulturräume versorgen und Wärme ins öffentliche Netz einspeisen. Welche Räumlichkeiten künftig konkret im Bunker Platz finden werden, wird in den kommenden Monaten in einem Beteiligungsprozess gezielt bei potenziellen Nutzern abgefragt und mit einem Architekten abgestimmt. Aktuell grünt und blüht es bereits in den Außenbereichen des Bunkers. Hier betreibt KEBAP Urban Gardening. Der Projektgarten und mittendrin das KEBAP-Mobil sind bereits ein echter Treffpunkt im Quartier geworden.

Ansprechpartner für das Projekt ist Mirko Beisheim (KEBAP e.V.)
Nähere Informationen unter www.kulturenergiebunker.de

Veddel, wo Kinder bis 14 Jahre an einem geschützten Ort unter Aufsicht spielen und toben können, das Haus der Projekte, welches handwerkliche Qualifikationsmaßnahmen bietet, und den Tollhafen, eine Kinderaktionshalle mit „Bewegungsbaustelle“. Im EKIZ herrscht gerade buntes Treiben. „Das EKIZ ist so ein cooler Ort“, findet Claudia Plöching, „die Mütter quatschen, während die Kleinen spielen und immer Dienstags wird zusammen gekocht.“

Orte wie das EKIZ und die anderen Stationen spielen eine große Rolle in New Hamburg. „Wir haben in unserer Arbeit im Welcome's Höft die Erfahrung gemacht, dass wir die Flüchtlinge nur in unser Zusammenleben einbinden können, wenn es uns gelingt, Angebote für die ganze Familie zu schaffen. Wenn nur das Kleine in die Kita geht und Mama und Papa zuhause sind, klappt das nicht. Wir brauchen gleichzeitig auch ein Weiterbildungsangebot oder Fußball für den Papa und einen Sprachkurs oder Gartentag für die Mama. Nur so schaffen wir echte Verbindungen, mit der Veddel und den Leuten, die hier wohnen. Nur dann kommen die Leute raus aus Ihrer Unterkunft und rein in den Stadtteil“, erläutert Claudia Plöching.

Deshalb hat New Hamburg ein Netz von Kooperationspartnern über den ganzen Stadtteil gespannt und arbeitet engagiert daran, Angebote für alle Bedarfe zu schaffen. „Aktuell versuchen wir gerade einen Sprachkurs auf Stipendienbasis für Bewohner der Flüchtlingsunterkunft umzusetzen, die keinen Aufenthaltsstatus haben und deshalb keinen Sprachkurs finanziert bekommen“, berichtet Uschi Hoffmann.

Die Veddel soll natürlich auch zu den Bewohnern der Unterkunft kommen. Deshalb veranstaltet New Hamburg hier regelmäßig Grillfeste oder andere Events.

Und auch die alteingesessenen Veddel-Bewohner werden im Projekt mitgenommen, zum Beispiel mit dem Format „Herr Aulerich lädt ein“: Herr Aulerich, ein echter „Hamburger Jung“, lebt seit einem halben Jahrhundert auf der Veddel und berichtet, untermalt von Schallplatten aus der eigenen Sammlung, aus seinem bewegten Leben.

„Warum sagt man eigentlich Flüchtlinge und nicht Geflüchtete? Das ist doch kein Wesenszustand, sondern eine Erfahrung im Leben“, fragt sich Claudia Plöching. An der Flüchtlingsunterkunft können die beiden Projektleiterinnen wohl beinahe jeden der Bewohner mit Namen begrüßen und werden auf dem Hof direkt begeistert von Rihana empfangen. Rihana ist fünf und kommt oft mit ihrer Mama, die von oben aus dem Fenster winkt, ins Café Nova zum Sprachcafé. Sie mag den Falkenflitzer, ein Spielmobil, das einmal in der Woche zur Wohnunterkunft kommt und sie fühlt sich auf der Veddel schon ganz schön zuhause.

Im Kreislauf von aufbrechen, unterwegs sein, ankommen, sich orientieren, bleiben, zurückgehen und weiterziehen schafft New Hamburg Verbindungen zwischen Neuankömmlingen und Alteingesessenen. So werden in der Veddel Fremde zu Nachbarn. „Die Leute sagen immer ‚Das geht nicht‘, bis jemand kommt und es einfach macht“, sagt Claudia Plöching zum Abschied.



Willkommenskultur für Flüchtlinge

Eine neue Aufgabe für die Stadtentwicklung

Durch die verstärkte Zuwanderung von Flüchtlingen in den letzten beiden Jahren ergeben sich für Deutschlands Städte und Gemeinden neue Herausforderungen. Sowohl die Verwaltungen als auch die lokale Bevölkerung stehen vor der Aufgabe, die Neankömmlinge aufzunehmen und in das Leben vor Ort einzubeziehen.

Wenn es um die Integration von Flüchtlingen geht, ist Willkommenskultur ein viel verwendetes Stichwort. Dass diese leider noch nicht selbstverständlich ist, zeigen Proteste gegen die Zuwanderer und Vorfälle wie in Brand gesetzte Flüchtlingsheime. Wie kann die Unterbringung von Flüchtlingen an ihren Ankunftsorten gelingen? Wie kann Willkommenskultur gelebt und die Flüchtlinge in neuen Nachbarschaften in das Zusammenleben einbezogen werden?

Aktuelle Pilotprojekte in Essen und in Lindau geben Antworten auf diese Fragen. Das Essener Projekt „Ehrenamtliche LotsInnen

Flüchtlinge direkt in Wohnungen im Quartier unterzubringen“, berichtet Tobias Walch.

Jetzt sollen in diesen Quartieren partizipative Prozesse initiiert werden, in denen Flüchtlinge mit Quartiersbewohnern ihre Vorstellung des Zusammenlebens erarbeiten. „Außerdem bilden wir weitere Strukturen, wie etwa eine Spurguppe pro Quartier, eine maximal gemischte Gruppe aus engagierten Nachbarn und Flüchtlingen, Vertretern von Gemeinde und Helferorganisationen, die den Beteiligungsprozess begleitet...oder Brückenbauer, die die Flüchtlinge in eins-zu-eins-Betreuung beim Zugang zu

„Unser Projekt will modellhaft neue Begegnungsformen zwischen Flüchtlingen und der heimischen Bevölkerung fördern. Gemeinsam mit den kommunalen Verwaltungen, den Flüchtlingen und der heimischen Bevölkerung planen wir bereits erprobte Begegnungsformen wie Quartiersforen und werden neue Ideen aufgreifen und umsetzen. Wir sind überzeugt, dass die Menschen auf diesem Weg den gemeinsamen Gewinn sehen und Quartiere wie Kommunen einen Mehrwert erfahren.“



Elmar Stegmann, Landrat des Landkreises Lindau (Bodensee)

für Flüchtlingsfamilien in Essen“ nimmt seine Arbeit nach der 12-monatigen Betreuung der Flüchtlinge durch Wohlfahrtsverbände und ihrer dezentralen Unterbringung in einer Wohnung auf. „Danach stellen wir den Flüchtlingen ehrenamtliche LotsInnen zur Seite, die im Quartier leben und die Flüchtlinge bei ihrem Einfinden in die Nachbarschaft unterstützen, z.B. bei der Freizeitgestaltung“, erläutert Anika Rekers von der Ehrenamt Agentur Essen, der Trägerin des Projektes. „Wir arbeiten dabei mit der Stadtverwaltung, den Wohlfahrtsverbänden und natürlich mit den Bürgern vor Ort zusammen.“

Auf ähnlich breiter Basis steht das Projekt „Neue Nachbarschaften im Landkreis Lindau – ein Gewinn“. Handlungsebene ist hier nicht nur die Stadt Lindau, sondern der gesamte Landkreis. „Mit an Bord sind natürlich die Kommunen, aber auch die Wohnungswirtschaft, Unternehmen und unsere Wohlfahrtsverbände“, informiert Tobias Walch, Geschäftsbereichsleiter Soziales im Landratsamt Lindau. Diese Institutionen arbeiten gemeinsam an einer kleinräumigen Strategie für die Unterbringung von Flüchtlingen. Hierbei sind bereits erste Erfolge zu verzeichnen: „Bisher ist es uns gelungen, alle angekommenen

Sprache und Arbeit unterstützen“, so Walch.

Auch in Essen wird stark im Quartier gearbeitet. Anika Rekers berichtet: „Bevor wir die Tandems aus LotsInnen und Flüchtlingsfamilien zusammenstellen, erfolgt eine Bedarfsanalyse im Quartier, auf deren Grundlage wir dann Veranstaltungen und Beratungsangebote genau auf das Quartier und die Bewohner zuschneiden.“ Die LotsInnen werden mittels Schulungen auf ihre Tätigkeit vorbereitet.

Beiden Projekten ist gemeinsam, dass sie gezielt auf Verstärkung angelegt sind. In Essen ist etwa eine Evaluierung vorgesehen, auf deren Grundlage das LotsInnen-Modell ggf. nachjustiert werden soll. Lindau verspricht interessante Erkenntnisse darüber, welche spezifischen Möglichkeiten städtische Quartiere oder ländliche Gemeinden für die Integration von Flüchtlingen bieten. Diese sollen bei der Fortführung der Arbeit im Landkreis gezielt genutzt werden.

Beide Projekte sind schließlich von der Maxime getragen, kreative und gewinnbringende Formen der Begegnung auf Augenhöhe zu ermöglichen, die tatsächlich gelebte Willkommenskultur schaffen.

WO ERLEBEN SIE VIELFALT IN DER STADT ODER IM QUARTIER?

Am Nollendorfplatz in Berlin. Wer hier aus dem U-Bahnhof tritt, ist erst einmal mit großer städtebaulicher Vielfalt konfrontiert, allerdings nicht unbedingt zum Vorteil des Platzes. Was hier aber die Vielfalt ausmacht, das verrät der Blick auf die Regenbogenstele auf der anderen Straßenseite: Der Kiez ist ein Zentrum der queeren Kultur in Berlin. Bars, Cafés, Geschäfte, Galerien der vielfältigsten Art. Bei Einheimischen wie Gästen so beliebt, weil kaum eine andere Gegend so bunt, tolerant und lebendig ist.

Tilman Buchholz, Referat Stadtentwicklungspolitik, Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz, Bau und Reaktorsicherheit

Vielfalt in der Stadt ist für mich ortsunabhängig. Durch mein ehrenamtliches Engagement für und mit Flüchtlingen, z.B. im Aternweg in Kaiserslautern, versuche ich zur Integration beizutragen. Das erweitert den eigenen Horizont und bereichert das Leben von Flüchtlingen und mein eigenes. Von Behördengängen bis Freizeitgestaltung ist vieles möglich und sinnvoll.

Christoph Jung, Raumplaner, Kaiserslautern

Städtische Vielfalt hat große Varianz: Soziale, ethnische oder funktionale Vielfalt, Biodiversität und kulturelle Unterschiede. Divergierende Anforderungen und Konkurrenzen sind die Herausforderung, gerade in verdichteten Quartieren. Die Chance ist Urbanität. Es gilt, einen stabilen Mittelweg zwischen verwirrender Entropie und langweiliger Gleichförmigkeit zu finden.

Dr. Michael Denkel, Mitglied der Geschäftsführung bei Albert Speer & Partner



Ich erlebe Vielfalt in den Stuttgarter Wagenhallen als Ort von Kunst und Kultur. Das Umfeld ist Teil eines Umstrukturierungsgebietes. Während die einen trauern, was es mal war und die anderen warten, dass es mal schön wird, schöpfen wir jeden Tag aus dem unscharfen Zustand. Wo Grenzen unklar sind, ist Neugierde und Begegnung möglich.

Lukasz Lendzinski, studio umschichten Stuttgart

Die Roman & Ridley Road Street seit den 1880ern im Londoner East End dort immer noch verankert. Man findet man alles von Obst und Gemüse bis zu Kleidungsstücken. Die Leute sind immer in Bewegung. Menschen kommen und gehen.

Lucy Steggals, Künstlerin aus Leipzig, in der HAL Residency in Leipzig



An meinem Lieblingsort, der Fußgängerzone in meinem Stadtviertel Bonn-Duisdorf. Man kennt sich hier und die Gespräche beim Bäcker, in der Metzgerei, im Lebensmittelladen „Ümit Market“ oder im Bistro „Eselchen“ um die Ecke schätze ich sehr. Ein buntes, lebendiges Ortsteilzentrum vor meiner eigenen Haustür, das Vielfalt auch jenseits der Bonner Innenstadt erlebbar macht.

Harald Herrmann, Direktor und Professor des Bundesinstitutes für Bau-, Stadt- und Raumforschung

Auf dem Saarbrücker Hauptfriedhof. Hier ist der gesellschaftliche Wandel hin zu mehr Pluralität gut abzulesen. Neben klassischen Gräbern finden sich oberirdische Grabkammern, ein muslimisches Grabfeld, Urnengemeinschaftsanlagen und Themengrabfelder, wie bspw. der Sternzeichenpark oder der Brunnenpark. Nicht minder vielfältig sind die Besucher. Nicht nur Trauernde schätzen den Ort, auch Jogger und Walker. Literaturabende, Konzerte, Lesungen und sogar Kräuterwanderungen finden statt.

Carmen Dams, Leiterin des Amtes für Stadtgrün und Friedhöfe der Stadt Saarbrücken

Vielfalt unter Rassen und Klassen findet man in Richmond, Virginia auf dem jährlichen Broad Appetit Food Fest. Wieso? Der Standort ist in der "neutralen" Stadtmitte, Reich und Arm finden leckere Platten von den besten Küchenchefs zu niedrigen Preisen, und Musik und Kinderspiele locken jung und alt an. Vielfalt muss geplant (und subventioniert) werden.

John Accordino, Professor of Urban & Regional Planning, Virginia Commonwealth University

Vorm Balkon: morgens Berufsverkehr per Rad, Eichhörnchen und Aufräumer vom Bezirksamt, tagsüber Spatzen, Ratten, Spielplatzkinder und ihre Eltern, am frühen Abend Spielplatzjugendliche, Verkehrsrauschen und Schwalben, später Fledermäuse, ab und an alkoholisierte Großstadt-touristen, dann Ruhe.

Sally Below, Kuratorin, Urbanistin / sbca, Berlin

Straßenmärkte gibt es
er East End und sind
Auf diesen Märkten
d Gemüse über Haus-
Temporäre Situationen,
en und Güter kommen

s London, Stipendiatin
zig

Das Luisenviertel ist eines der ältesten Viertel
on Elberfeld und hat sich zu einem echten
zeneviertel entwickelt. Hier vereinen sich
historisches und Neues, Lokales und Interna-
tionales, Jung und Alt, Wohnen und Arbeiten,
kultur und Kitsch – für mich, wie für viele,
zeigt sich hier das wahre Wuppertal!

Christiane ten Eicken, Wirtschaftsförderung
Wuppertal



Informeller Urbanismus

Gemeinsam Stadt machen

Wie nutzen und gestalten wir Räume in der Stadt? Wer bestimmt darüber? Antworten auf diese Fragen werden nicht mehr nur durch die offizielle Stadtplanung gegeben. Informeller Urbanismus, die Do-it-yourself-Stadt oder tactical urbanism sind neue Leitbilder in der Diskussion. Sie machen deutlich, dass es Gegenentwürfe zum üblichen Blick gibt, bei denen die Stadt nicht als Ergebnis von Planung erscheint, sondern als spannendes Konglomerat aus Projekten und Initiativen.

Unter dem Begriff des Informellen Urbanismus wird „eine spezifische Form der Raumproduktion und Raumnutzung verstanden, die im städtischen Alltagsleben wurzelt und ihre Anlässe weniger in der Anbindung an formelle Planungsverfahren als in der Befriedigung praktischer Bedürfnisse hat“, so umschreibt es Stephan Willinger vom BBSR. Aus Stadtentwicklungssicht verweist der Begriff auf eine Fülle von Aktivitäten, die zur Stadtentwicklung beitragen, ihr aber bisher kaum zugerechnet wurden. Dabei handelt es sich weniger um formelle Planungsverfahren als um das Engagement der Bevölkerung, die mit eigenen Projekten das Zusammenleben in der Stadt gestaltet, sei es mit Kulturprojekten, gemeinschaftlichen Wohnformen, Bürgerläden, Tausch-Events oder Gemeinschaftsgärten. Solche Projekte entstehen nicht aufgrund von Maßnahmenkatalogen der Stadtplanung, sondern aus der Zusammenarbeit verschiedenster Gruppen beim Umbau ihrer Quartiere.

Der Grund, warum derartige Entwicklungen auf eine positive Resonanz stoßen, ist vor allem der Anspruch, die traditionelle Top-down-Bürgerbeteiligung zu einer stärkeren Mitgestaltung und Teilhabe an Stadtentwicklung bis hin zu einer nutzergenerierten Planung und Umsetzung zu entwickeln. Der Informelle Urbanismus unterscheidet sich auch dadurch von herkömmlicher Bürgerbeteiligung, dass es hier nicht um intellektuelle Anstrengungen geht, für die ein großes Vorwissen notwendig ist. Vielmehr sind die Projekte lebensweltlich und alltagsnah. So haben ganz vielfältige Akteure Zugang. Und die Projekte haben Auswirkungen auf das Zusammenleben. Es wird gemeinsam geplant, diskutiert, ausprobiert, gelöst und umgesetzt. Gemeinschaftsgefühl entwickelt sich, neue Gemeinschaften entstehen. Die Anlässe sind unterschiedlich. Mal teilen die Bürger eine politische Überzeugung, mal die Freude am gemeinsamen Gärtnern und Ernten, mal fühlen sie sich durch die kollektive Erfahrung der kreativen Gestaltung eines Stadtplatzes verbunden. Dieses gesellschaftliche Wir, das in solchen urbanen Bewegungen zusammenfindet, zielt auch auf Integration und Inklusion.

Das Informelle und digitale Medien: openBerlin

Durch digitale Informations- und Kommunikationstechniken werden die Projekte des Informellen Urbanismus noch nutzerfreundlicher, schneller und spielerischer, öffnen sich weitere Zugänge für neue Akteure. Solche Instrumente der digitalen Teilhabe an Stadtentwicklung nutzt das Pilotprojekt „openberlin – Das neue Betriebssystem der Stadt“. openberlin.org ist ein Werkzeug für partizipative Stadtentwicklung, der Selbstverwaltung, der räumlichen Transformation und Ideenproduktion.

Melde Freiräume. Teile deine Idee. Starte dein Projekt. Das sind die Buttons, unter denen auf der Plattform openberlin Projekte, Projektsuchende und Freiräume vernetzt und von der ersten Idee bis zum finalen Konzept begleitet werden. openberlin.org ist die erste berlinweite Plattform, auf der sich räumliche Projekte aus der Gesellschaft heraus selbst organisieren.

Die eingestellten Ideen und Projekte werden durch das openberlin-Team begleitet und unterstützt, auch abseits der Website. Die Initiatoren und Macher der Plattform sind Planer, die ihr Knowhow zur Stärkung der Nutzer einbringen. Die digitalen Aktivitäten werden durch offline-Veranstaltungen an beispielhaften Orten und Gebäuden ergänzt.

DiY-Stadt

Gartenwerkstätten als Interventionen

Schon von weitem sieht man, dass sich auf dem Ebertplatz in Osnabrück-Haste etwas verändert hat - auf dem Platz stehen Holztische und Holzbänke, auf denen sich Besucher niedergelassen haben. Sie sind hierher gekommen, um an der Abschlussveranstaltung der Stadtteilwerkstatt Haste teilzunehmen. Eine Woche lang fanden Workshops, ein Stadtteilstoff und Streifzüge durch das Quartier statt.

Gemeinsam reden, spielen, basteln und dabei Ideen sammeln, wie man die Entwicklung des Stadtteils gestalten kann – das ist die Grundidee der Stadtteilwerkstatt in Osnabrück-Haste. Sie ist Bestandteil des zweijährigen Projekts „Urbane Interventionen“, das von der Hochschule Osnabrück initiiert wurde und in Kooperation mit der Stadt Osnabrück in den Stadtteilen Haste und Wüste umgesetzt wird. Verschiedene, in den beiden Stadtteilen ansässige Initiativen wie das Mehrgenerationenhaus Haste und die Lega S Jugendhilfe wirken daran mit. „Wir wollen erreichen, dass sich die Bürger für ihr Umfeld interessieren, aber ihnen auch zeigen, dass sie dieses Umfeld aktiv mitgestalten können.“ So beschreibt Daniel Janko von der Hochschule Osnabrück das grundlegende Ziel des Projektes. Im Stadtteil Haste wurde mit den Interventionen begonnen. Ausgewählt wurde dieser aus einem naheliegendem Grund: Die Hochschule Osnabrück hat hier ihren Standort und möchte sich selbst aktiv in die Stadtteilentwicklung miteinbringen. „Zum anderen ist in Haste ersichtlich“, erläutert Daniel Janko, „dass sich Bürger und Stadtplanung bislang wenig mit der gestalterischen Qualität ihrer Umgebung auseinandergesetzt haben.“ In Haste wird deshalb das Potential gesehen, sichtbare Verbesserungen anstoßen zu können. Darüber hinaus möchte das Projektteam auch bisher nicht im jeweiligen Quartier verankerte Bevölkerungsgruppen durch die Projektarbeit integrieren und die Identifikation der Bewohner mit ihrem Quartier stärken. „Einen weiteren Schwerpunkt setzen wir darauf, dass insbesondere Ältere bei der Umfeldgestaltung aktiviert werden“, erwähnt Daniel Janko. Das Projekt findet zudem in enger Abstimmung mit dem „Osnabrücker Gartenjahr 2015“ statt.



Diese Ziele und der Ansatz einer bürgeraktivierenden Stadtteilentwicklung stellen jedoch nur einen Rahmen dar, der mit Inhalten gefüllt werden muss. „Damit das Projekt insgesamt erfolgreich wird, möchten wir viele kleine Mini-Projekte umsetzen, die von Bewohnern gewollt sind“, erklärt Janko. Um die Bedürfnisse und Wünsche und damit auch Ideen für Projekte zu ermitteln, wurden in einem ersten Schritt während der gesamten Auftaktwoche Fragebögen an die Bewohner von Haste verteilt.

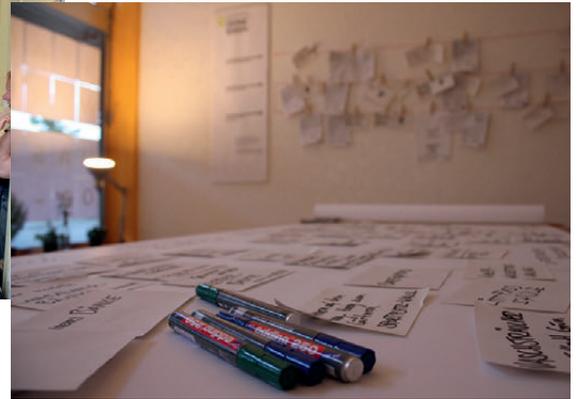


Ein Ladenlokal als sichtbarer Ausgangspunkt

„Wir haben für diese Woche extra ein Ladenlokal angemietet“, berichtet Marcia Bielkine, eine der Projektmitarbeiterinnen. „Und sind sehr froh, dass wir ausgerechnet am zentralen Platz



des Stadtteiles, dem Ebertplatz, ein freies Geschäft gefunden haben.“ Das Ladenlokal war dann auch die zentrale Anlaufstelle und Ausgangspunkt der Aktivitäten rund um die Stadtteilwerkstatt. Es wurde für diese Woche im Erdgeschoss eines mehrgeschossigen Wohnhauses eingerichtet. Die Inneneinrichtung ist schlicht, wirkt aber, wie die Holztische und -bänke vor dem Ladenlokal, offen und freundlich. Ganz im Gegensatz zum Ebertplatz selbst: Umzäunt von einer kleinen Grünfläche, einem Supermarkt und dem Wohnhochhaus mit zwei Ladenlokalen, steht dort nur ein Baum. Der Platz wirkt unwirtlich, dient eigentlich nur zum Überqueren. Viel Platz also für neue Ideen.



Selber machen und mitmachen im Quartier

Das Besondere an dem Holzmobil: Es wurde im Rahmen eines ersten Workshops auf dem Ebertplatz selbst gezimmert. „Da hatten wir tatkräftige Hilfe von erfahrenen Tischlern hier aus dem Quartier“, so Janko. Dabei hätten Jugendliche aus dem Quartier bereits selbst aktiv mitmachen können. Doch die waren etwas verunsichert von den unbekanntem Aktivitäten auf dem Ebertplatz, so berichten die Projektmitarbeiter, und schauten lieber noch aus sicherer Distanz vom nahen Grünstreifen aus zu. Dies ändert sich am nächsten Tag, als zum Auftakt ein Sportfest stattfindet. Jugendliche von mehreren Sportvereinen sind zusammengekommen, um bei verschiedenen Spielen gegeneinander anzutreten. Und die Kids aus dem Quartier sind plötzlich mittendrin und voll dabei. „Da machten dann alle mit und die Jugendlichen wetteiferten beim Fußballspielen gemeinsam um Tore“, berichtet Bielkine.



Doch zurück zum Ebertplatz: Während die Besucher der Abschlussveranstaltung vor dem Ladenlokal noch miteinander sprechen, sortieren im Ladenlokal die Projektmitarbeiter die eingegangenen Fragebögen und befestigen sie an den Wänden des Ladenlokals. „Uns war es wichtig zu erfahren, was die Leute an Haste lieben, was ihnen hier fehlt und was sie denken, was sie selbst für Haste tun können“, so Bielkine.

Prof. Dirk Manzke, Projektleiter und Professor für Städtebau und Freiraumplanung an der Hochschule Osnabrück, eröffnet dann die Abschlussveranstaltung. Vertreter von Vereinen und Initiativen und interessierte Bürger aus dem Stadtteil machen es sich in dem kleinen Ladenlokal am Ebertplatz gemütlich. Die Ideen, die sich aus den Fragebögen ergeben, werden ausgebreitet, sortiert und diskutiert. Vier große Bereiche kristallisieren sich dabei heraus: Ideen, die eine bauliche Umsetzung erfordern,

Vorschläge, die vernetzend wirken, Gedanken die einen spielerischen, performativen Ansatz in sich tragen und Einfälle, die gemeinsam mit der Stadt zu stemmen sind. Deutlich wird, dass neuartige Nutzungen gewünscht werden, die es im Stadtteil noch nicht gibt. „Dazu gehört zum Beispiel die Idee eines Repair-Cafés oder die Eröffnung eines Biergartens“, so Bielkine zu den Ergebnissen. „Aber auch kulturelle Events wie Lesungen wünschen sich die Anwohner für Haste verstärkt.“

Es verbleiben aber auch noch Fragen an das Projektteam. „Wie sieht es denn mit der Verstetigung der Ideen und Eures Projektes aus?“ fragt ein Teilnehmer. Der Wunsch, dass es nun nicht bei der Sammlung der Ideen bleibt, ist groß. Daniel Janko spielt den Ball zurück: „Um aus Haste einen lebendigen Stadtteil zu machen, in dem das Leben Spaß macht, dafür brauchen wir Sie alle! Wer mitmacht, kann hier mitbestimmen!“ Er kann jedoch auch beruhigen: „In den nächsten zwei Jahren sind wir hier immer ansprechbar.“ In Zusammenarbeit mit den Initiativen und Anwohnern des Stadtteiles sollen bald die ersten Ideen umgesetzt werden. Nach der Abschlussveranstaltung sitzen noch einige Akteure und Anwohner auf den Holzstühlen auf dem Ebertplatz zusammen und diskutierten die Ideen. Die Einrichtung des Ladenlokals samt dem Mobil: wird am nächsten Tag abgebaut und zieht weiter: Im Stadtteil Wüste steht die nächste Stadtteilwerkstatt an. In Haste ist der erste Schritt geschafft.

ma



Eine Sozialunternehmerin in Leipzig

„Einfach und nicht verkopft die Nachbarschaft erreichen!“

Ein sonniger Nachmittag im Leipziger Osten, unter großen Bäumen stehen im Hofgarten viele verschiedene Stühle um einen Tisch herum. Die „Honorary Kitchen“ hat die Pforten für die Nachbarschaft geöffnet. Eine Menge junger Leute besprechen, was auf der Baustelle ansteht. Sophia Brock und Ariane Jedlitschka sind auch da, sie betreiben die „Honorary Kitchen“ und stehen für ihr Pilotprojekt „Honorary Hotel und HAL Residency“ Rede und Antwort.

Ihr 2006 im Westen der Stadt gegründeter Verein „Helden wider Willen“ hat 2013 im nicht gerade gut beleumundeten Leipziger Osten zwei Gründerzeitgebäude in Erbpacht von der städtischen Wohnungsgesellschaft LWB übernommen. Der größte Teil des Blocks stand seit fast zwei Jahrzehnten leer. Gemeinsam mit anderen wurde für das „Ostblock-Projekt“ ein Konzept entwickelt, die Nachbarschaft mit neuem Leben zu erwecken. Es kam zur rechten Zeit. Die wachsende Stadt Leipzig hatte soeben den Leipziger Westen endgültig zum neuen Hot Spot erklärt und dem die lokale kreative Szene seit den Anfängen stark prägenden Verein keine andere Wahl als den Ortswechsel gelassen. Erkenntnis für die Zukunft: „Aus Gentrifizierungsprozessen lernen, ohne sie als gottgegeben hinzunehmen. Strukturen aufbauen und vor allem eine Position besetzen, die auch dann noch Bestand hat, wenn die Immobilienmärkte wieder greifen.“ Im Gepäck hatten sie viele Erfahrungen und Ideen sowie ein umfangreiches lokales bis internationales Netzwerk. Sie kamen an „inmitten von Leben“, so Ariane Jedlitschka. „Wir wollen Freiraum sichern, der normaler Lebensort werden kann, den sich die Menschen aneignen können. Nur so viel Konzept wie nötig, nicht zu verkopft, damit es weiter wachsen kann, an dem man Experimente machen kann.“ Und: „Wir wollen nicht von Förderung abhängig sein, wir wollen auch wirtschaften können.“ Das Konzept ist komplex angelegt: In der Hildegardstraße 49 entsteht das Honorary Hotel als „Prototyp des sozialen Unternehmertums“. Mit dem Gästehaus soll sich die HAL Residency in der Hildegardstraße 51 tragen, in der internationale Kunstschaaffende künstlerisch tätig werden und mit der Nachbarschaft in Kontakt treten. HAL steht für hybrid art lab: Die HAL Residency bietet Atelierwohnungen für die „praktische Arbeit an hybriden Kunstformen, sozialen Innovationen, freier Software und neuen Strategien des Wirtschaftens und der Wissenschaft.“ Der Erfolg überzeugt: „Eigentlich wollten wir erstmal in

Ruhe die Häuser ausbauen, dann hat es uns fast überrascht.“ Der Verein bringt mit seinen Mitgliedern gezielt Kompetenzen in den Stadtteil ein, kommentiert, qualifiziert, vermittelt, regt an. Mit dem Quartiersmanagement wird eine Stadtteil-Website als multimediale Projektbörse aufgebaut, mit „Hildes Enkel“ ein Kinderprogramm unterstützt. „Wir wollen dem Trend der Entfremdung entgegenwirken und innerstädtische Räume der Begegnung und digitale Räume der Vernetzung schaffen.“ Das Zusammenleben in der Stadt wird durch vielfältige Kooperationen mit der Nachbarschaft, den Initiativen im Stadtteil und die Verknüpfung mit dem eigenen Netzwerk gestärkt. Die beiden



Ariane Jedlitschka ist Diplom-Immobilienwirtin und Vorsitzende des Helden wider Willen e.V.. Sie arbeitet an den Schnittstellen zwischen Stadtentwicklung, Kunst und Sozialunternehmertum. Aktuell gründet sie mit ihrem Team die help* Agency, eine Agentur für nachhaltige soziale Innovationen.

Häuser bieten den durchlässigen Raum, Ideen weiterzuentwickeln. Die Begegnungen sind fast immer international. Schon jetzt kommen Künstlerinnen – wie Lucy Steggals aus London oder Ingrid Ung aus Helsinki – für mehrere Monate zur „help* residency“.

Für den Herbst wird das help* Festival mit sozialen und künstlerischen Aktionen rund um die Projekthäuser vorbereitet, bei dem viele internationale Netzwerkpartner auf der Straße präsent sein werden und wöchentlich eine Aktion im Stadtteil umgesetzt wird. Das Zusammenleben in der Stadt wollen Sophia Brock und Ariane Jedlitschka – selbst auch als Stipendiaten im Leipziger Social Impact Lab gecoach – gezielt fördern, und mit ihrer Agentur i. G., der help* Agency, wollen sie „helfen, professionalisieren, offene Formate anbieten, einfach zugänglich machen, Kreativität einbringen und das Solidarische fördern.“ Ihre Rolle für die Stadtentwicklung? „Wir schaffen einen Ort des Zusammenlebens,“ beide lachen, „hier im Ostblock wurden schon sechs Kinder geboren...“

ak



Zusammenleben von Generationen

Wieder sicher für alle: Stadtpark Dessau

Spätestens nach einem rassistisch motivierten Mord im Dessauer Stadtpark im Jahr 2000 wurde die zentral gelegene Grünanlage von den meisten Bürgern gemieden. Der Park zeigte sich zumeist leer und vernachlässigt, nur noch in Randbereichen hielten sich Besucher auf, Drogenhandel und -konsum vertrieben die anderen Nutzer. Das ehemalige Schmuckstück der Stadt war ein unsicherer Ort geworden.

In dieser Situation wurde am Bauhaus Dessau eine Idee geboren: „Es soll wieder einen lebendigen Ort im Stadtzentrum geben, einen Treffpunkt für alle Generationen und Kulturen aus der Nachbarschaft wie auch einen Ort für Feste und Veranstaltungen der gesamten Stadt. Ein aufgewerteter und attraktiver Stadtpark kann durch seine zentrale Lage auf die Innenstadt ausstrahlen und zu einer Stabilisierung des Stadtzentrums beitragen“, sagt Elisabeth Kremer, die diesen Prozess zusammen mit der Stadt organisiert und koordiniert hat.

So gelang es nach und nach, dem Park seine zentrale Bedeutung für die Stadt zurückzugeben. Für alle sichtbar wurden Wege und Bänke erneuert, Sträucher und Bäume ausgelichtet. Die Stadt pflegte die Grünanlage intensiver. Doch das war nur ein Teil der umfangreichen Revitalisierung, die mehr Sicherheit und einen Imagewandel bringen sollte. Um auf subjektive Ängste und reale Gefahren zu reagieren, wurde das Thema „Sicherheit“ offensiv behandelt. Gesellschaftlich am Rand stehende Gruppen – hier vor allem afrikanisch-stämmige Migranten – wurden von Beginn an mit einbezogen. Zur Verbesserung der Zusammenarbeit der Institutionen wurde bei der Stadt ein Sicherheitstisch mit allen Stakeholdern eingerichtet.

An dieser intensiven Beteiligung von Nutzern bei der Gestaltung lag es, dass sich das Image des Parks bald deutlich verbesserte. So wurden Ältere, Migranten aber auch Jugendliche erreicht und zur Teilnahme motiviert. Für Elisabeth Kremer geht es dabei immer um „die Aktivierung des Raums, des gebauten, aber auch um die sozialen, institutionellen Beziehungen. Das ist ein sehr

wichtiger Teil der Planung, der von Architekten und Planern häufig vernachlässigt wird“, stellt sie mit Nachdruck fest. Bald drängte die Stadtgesellschaft zurück in den Park und auch in der Stadtverwaltung änderte sich der Umgang mit dem wiederentdeckten Schatz: von der baulich-gärtnerischen Pflege hin zur sozialen Entwicklung. Nicht zuletzt aus diesem Verständnis heraus wurde die Stelle eines Parkmanagers eingerichtet, dem seitdem eine Schlüsselrolle zukommt. Olaf Bülow sieht das so: „Im Grunde geht es darum, ohnehin schon engagierten Menschen und Gruppen den Einstieg für ihre Aktionen im Stadtpark zu erleichtern. Ganz wichtig: Ich trete bei keiner Aktion als Veranstalter auf. Ich übernehme z.B. die Öffentlichkeitsarbeit, stelle Kontakte her und helfe bei Behördengängen. Ein bisschen Moderator und Konfliktmanager bin ich auch.“ Ab 2008 wurden Projektpaten gesucht: die Jüdische Gemeinde, das Multikulturelle Zentrum, die JVA, ein Seniorenheim, eine Schule und einzelne Anwohner kümmern sich um unterschiedliche Bereiche des Parks, um ein Schachfeld, Denkmäler, Spielplätze und den Bewegungspfad. Oder sie organisieren den Frühjahrsputz, Feste und Sporttage.

Die Entwicklung des Parks steht so beispielhaft für das ExWoSt-Forschungsfeld „Stadtquartiere für alle Generationen“, das sich mit der Lebensqualität innerstädtischer Wohnquartiere beschäftigte. Dass bereits vor zehn Jahren der Freiraum ein Schwerpunkt war, erweist sich aus heutiger Sicht als weitsichtig. Denn städtische Grünflächen werden als Orte des Alltags für viele Menschen immer wichtiger. Je mehr Bedürfnisse nach Erholung und Aktivität sie als öffentliche Räume erfüllen, desto mehr können sie zu einem Begegnungsort für die Stadtgesellschaft werden. Am Beispiel des Stadtparks in Dessau zeigt sich, dass Freiräume Orte sein können, an denen Bürger, Unternehmen, Kultureinrichtungen, Vereine und private Initiativen sich respektvoll begegnen, sich austauschen und Verantwortung für die gemeinsame Sache übernehmen.

Rund 10 Jahre nach dem Start des Umbaus steht der Stadtpark schon wieder in der Diskussion, ein Teilbereich soll mit einem Bauhaus-Museum bebaut werden. Die vehementen Bürgerproteste lassen sich letztlich auch als Teil der Erfolgsgeschichte eines qualitätvollen Planungsprozesses lesen, in dessen Verlauf der Park wieder zu einem Wert für die Gemeinschaft wurde.



Nähere Informationen unter www.stadtquartiere.de

Ein Experimentierort der Stadtgesellschaft

Das Jugend.Stadt.Labor „Rabryka“ in Görlitz

Rabryka ist ein Kunstwort. Es setzt sich aus dem polnischen Wort fabryka und dem deutschen Wort Rot zusammen und ist eine Anspielung auf die roten Backsteinbauten des Waggonbau-Werks in Görlitz. Zunächst wollten junge Menschen, dass die Stadt dort ein Jugendzentrum eröffnet. Dann zogen sie einfach in die benachbarte Energiefabrik ein und machen seitdem ihre Rabryka selber, als Raum fürs Basteln, Austesten und Experimentieren. Und dies nicht nur für Jugendliche, sondern für alle, die mitmachen möchten. „Rabryka ist eine Vision. Und Rabryka sind die Menschen, die sich dort treffen. Menschen, die zusammen nachdenken und ausprobieren, was dann später auch im zukünftigen Zentrum für Jugend- und Soziokultur gemacht werden kann“, sagt Projektkoordinatorin Margarete Kozaczka. Sie entwickelt hier im Rahmen eines ExWoSt-Forschungsfeldes ein „Jugend.Stadt.Labor“.



„Im Februar 2014 begannen wir, uns mit dem Gelände der Energiefabrik vertraut zu machen. Mit einer Kick-Off-Woche sind wir erstmalig in die Öffentlichkeit getreten. Durch einen Filmabend, eine Volksküche, durch Vorträge, Führungen, eine Ausstellung und Picknicks mit Musik sind Interes-

sierte auf das Projekt aufmerksam geworden. Das war außerdem der Startschuss für die Umbauarbeit. In wöchentlichen Arbeitseinsätzen haben wir Wände eingerissen, Böden verlegt, Regale aufgestellt und Möbel gebaut. So ist eine nutzbare Kreativ-Werkstatt entstanden, Büroräume mit einer Teeküche und ein Bereich für Meetings. Auch das Außengelände haben wir von Altlasten befreit und nutzbar gemacht. Im Sommer sind wir dann schließlich in die neuen Räume eingezogen.“

Und diese Räume sind wirklich eindrucksvoll. Auch heute noch ist die alte Fabrik ein rauer Ort, der in starkem Kontrast zum direkt benachbarten historischen Zentrum der Welterbe-Stadt steht. Überall spürt man die Energie der neuen Nutzer. „Die erste Bewährungsprobe für unsere Idee kam im letzten Sommer: Unser Fokus Festival lockte mehr als 2.000 Menschen zur Energiefabrik. Über 50 Vereine und Initiativen aus der gesamten Region haben gemeinsam ein buntes Festivalprogramm gestaltet, mit junger Kunst und Kultur, kreativen Workshops zum Urban Gardening, Möbelbau und Auto-Upcycling, Kino und Theater, Aktionen zum Mitmachen und Musik. Das war der Durchbruch!“



Nach diesem Erweckungsmoment war dann für die Gruppe Zeit zum Überlegen: Wie sollte man zukünftig mit dem Gelände umgehen, welche Themen sind wichtig, für die jungen Leute und für die ganze Stadt. „Wir haben schnell festgestellt, dass wir diese riesige Fabrik gar nicht alleine wieder zum Leben erwecken lassen können.“ sagt Maggy. Das Konzept wurde also geöffnet: „In Zukunft soll in der Rabryka jeder seine Ideen und Impulse einbringen und verwirklichen, für das Gelände der Energiefabrik und für die Stadt Görlitz.“ Ende Februar 2015, ein Jahr nach dem Kick-Off, trat die Gruppe mit der Veranstaltung Auf.Stadt wieder an die Öffentlichkeit. Und nun kamen nicht mehr nur junge Menschen, auch Ältere waren neugierig geworden und fühlten sich durch die Dynamik auf dem bisher verschlossenen Areal angezogen. Die konkreten Projekte sollen Kontakte ermöglichen und das Gemeinschaftsgefühl weiter



fördern. Das wird mittlerweile in der Stadt auch wahrgenommen. Zu einer Werkstatt im Rahmen des ExWoSt-Forschungsfeldes kamen Vertreter der Stadtverwaltung und lobten das Projekt, weil hier durch zivilgesellschaftliches Engagement aus einer schon lange leerstehenden Ruine ein lebendiges Stück Stadt wird.

„Was ist denn das Besondere am Zusammenleben hier in Görlitz?“, frage ich Maggy zum Abschied. „Ist das nicht klar?“ fragt sie zurück. „Ich selber bin in Polen geboren, in Deutschland aufgewachsen und zum Studium an die deutsch-

polnische Grenze gekommen und vor allem wegen der Vision Rabryka geblieben. Görlitz / Zgorzelec ist eine Doppelstadt. Durch die Projekte des Jugend.Stadt.Labors finden Deutsche und Polen langsam wieder zusammen, basteln gemeinsam an ihrer Zukunft. Aus so etwas entsteht gutes Zusammenleben.“

Flugunterricht für Vögel

Antifragile Stadtentwicklung und der Zufall

In meinem Sommerurlaub bin ich auf ein Thema gestoßen, das für Stadtplaner nicht ganz leicht zu verdauen ist: auf den Zufall. Es begann bei der Anreise, weil der Navi sich in Frankreich nicht zurecht fand und wir uns nach der Sonne richten mussten. Da trieb es uns zu Orten, an die wir sonst nie gekommen wären; unser Ziel erreichten wir erst auf interessanten Umwegen. Dort angekommen ereilte meine Kinder ein Schock, weil das versprochene wifi nicht funktionierte. Doch der Zufall wollte es, dass im Nachbarhaus eine nette französische Familie wohnte – mit Kindern im Alter von unseren! Ich hatte also Zeit zum Lesen und vertiefte mich in „Antifragilität“ von Nassim Nicholas Taleb, das im amerikanischen Original den Untertitel „Was wir aus der Unordnung gewinnen“ trägt. Kann die von ihm propagierte Offenheit gegenüber dem Zufall vielleicht auch bei der Stadtentwicklung und beim Zusammenleben in der Stadt helfen?



Der Autor Stephan Willinger ist Projektleiter Nationale Stadtentwicklungspolitik im Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR). Im September will er die Ausstellung „Serendipity“ (glücklicher Zufall) in Bielefeld besuchen, über das Werk des Soziologen Niklas Luhmann, glückliche Zufälle und seine berühmten Zettelkästen...

Bitte überlegen Sie doch selbst einmal, an welchen Stellen der Zufall bereits heute in Ihren planerischen Strategien eine Rolle spielt. Und verstehen Sie Zufall dabei nicht als völlige Ursachenlosigkeit, sondern nur als etwas, das für Sie zunächst keinen Sinn ergibt, weil es nicht zu Ihren bisherigen Erwartungen an eine Situation passt: die ablehnende Standortentscheidung eines Unternehmens, die Gründung einer Initiative zum Erhalt von Kleingärten, der Wunsch Ihrer Ministerpräsidentin, eine weitere Unterkunft für Flüchtlinge in Ihrer Stadt zu bauen ... Und jetzt versuchen Sie, diesen Zufall als etwas Wünschenswertes zu interpretieren, ihn zu begrüßen und aus ihm zu lernen. Anstatt ihn als Makel wahrzunehmen, der eliminiert, vertuscht oder eben hingenommen werden muss.

„Alles, was von zufälligen Ereignissen oder Erschütterungen mehr profitiert, als dass es darunter leidet, ist antifragil; das Umgekehrte ist fragil.“ Fragilisten nennt Taleb Menschen, die die Welt unsicherer und weniger nachhaltig machen, weil sie alles immer präziser steuern wollen, weil sie an Prognosen glauben und an die Macht der Wissenschaft. Er dagegen bevorzugt

Bastler und Tüftler, Praktiker eben, die aus ihren Erfahrungen heraus zu Verbesserungen kommen. „Indem wir Zufälligkeit und Instabilität unterdrücken, haben wir die Wirtschaft, unsere Gesundheit, das politische Leben, das Erziehungswesen, fast all unsere Lebensbereiche fragilisiert. Die Schuldigen sind das Erziehungssystem, das Planungswesen, mit Fördermitteln betriebene teleologisch ausgerichtete Forschung, Fitnessgeräte und vieles mehr.“ Da wir uns im Urlaub von unserem herrlichen Ufergrundstück kaum wegbewegt haben, gerieten wir in diese Falle nicht. Was passieren sollte, das passierte eben, und die drei Kinder, die plötzlich über unser Grundstück spazierten begrüßten wir herzlich. Der Planer aber hat gelernt, Ungewissheit zu verringern. Denn er soll doch Entscheidungen über zukünftig zu treffende Entscheidungen treffen, ihre möglichen Folgen vorhersehen und gegeneinander abwägen. Wie kann man da den Zufall als positiv betrachten? „Während fast jede Top-Down-Dynamik Fragilität erhöht und Antifragilität blockiert, profitieren Bottom-Up-Strukturen von einem angemessenen Ausmaß an Stress und Unordnung.“ Wäre das also eine Möglichkeit? Prozesse offenhalten, Flächen zugänglich machen und zivilgesellschaftliche Aneignung zulassen. Abwarten was kommt, sich überraschen lassen ... wie in einem guten Urlaub? Verstreute Ansätze für solche Überlegungen finden sich auch in der Planungstheorie, etwa beim „kleinstmöglichen Eingriff“ von Lucius Burckhardt, in der „Stadt als Loft“ von Kees Christiaanse, Robert Venturis „Lernen von Las Vegas“ oder auch bei Klaus Selle und dem Abschied vom Planer als Steuermann. „Wir wiegen uns in der Illusion, das Funktionieren unseres Planeten sei abhängig von Plänen, universitärer Forschung und bürokratischen Finanzierungsmaßnahmen, doch es gibt äußerst überzeugende Hinweise darauf, dass das eine Illusion ist, die Illusion, die ich „Flugunterricht für Vögel“ nenne.“ Gehören etwa Planer auch zu denjenigen, die Vögeln Flugunterricht erteilen wollen? Müssen wir wirklich überall mitmischen? Sollten wir nicht ganz bewusst an manchen Stellen die Regelungsdichte verringern und mal schauen was passiert. Sind wir die Supermutter der Städte? Ich begleite derzeit eine Gruppe junger engagierter Menschen bei einem großartigen Projekt in Hannover, dem Platz-Projekt. Sie bauen eine eigene Stadt, die all das enthalten soll, was dem Rest fehlt. Ihr Entscheidungsprinzip ist ... das Los. Das erscheint riskant. Ein Blick in die Geschichte zeigt aber, dass etwa die Stadtstaaten in Griechenland den Zufall, das Schicksal oder wie man es nennen möchte ganz bewusst in die Planung ihrer Städte einbezogen haben. Lernen wir doch mal ein bisschen von Griechenland!

Ein Brunch zum Projektauftritt Neue Nachbarschaften

Der Göttinger Stadtteil Leineberg weist eine sehr eigentümliche Bewohnerschaft auf. Im Stadtteil ist gut ein Viertel der Bewohner älter als 65 Jahre, ein knappes weiteres Drittel ist zwischen 45 und 65 Jahre. Gleichzeitig liegt mitten im Stadtteil die Jugendanstalt mit bis zu 100 Jugendlichen im offenen Vollzug. Für den Stadtteil stellt sich die Frage, wie das Zusammenleben zwischen diesen beiden Gruppen gestaltet und gegenseitige Vorbehalte überwunden werden können.

Ein Samstagmorgen im Mai 2015. Im Göttinger Stadtteilbüro Leineberg herrscht hektisches Treiben. Brötchen werden geschmiert, Kaffee gekocht, Tische gedeckt. Hat eigentlich jemand an die Eier gedacht? Und wo ist der Zucker? Das Besondere: Hier arbeiten Menschen zusammen, die sich sonst nur selten begegnen. Es sind Menschen, die unterschiedlichen Generationen angehören und die trotz der räumlichen Nähe in unterschiedlichen Welten leben. Es sind Senioren, die seit Jahrzehnten im Stadtteil Leineberg leben, der in Göttingen den höchsten Altersdurchschnitt hat. Und es sind junge Männer, die teilweise erst seit wenigen Monaten in der ebenfalls im Stadtteil ansässigen Jugendanstalt im Offenen Vollzug leben. Mit dem Projekt „GÖ schafft’s“ (Gemeinsame Öffnung schafft sinnvolle Perspektiven) werden diese Nachbarn zusammengeführt. Träger des Pilotprojekts sind die Freie Altenarbeit Göttingen e. V., die Jugendhilfe Göttingen e.V., der Nachbarschaftsverein Leineberg e. V. und die Jugendanstalt Hameln, Offener Vollzug. Sie laden die Leineberger an diesem Samstag zu einem gemeinsamen Brunch in das Stadtteilbüro Leineberg ein und fragen: „Was gefällt Ihnen an Ihrem Stadtteil?“, „Was fehlt Ihnen?“, „Was können Sie gut?“. Aus den Antworten werden Anregungen für konkrete Angebote im Rahmen des Projekts entwickelt, in denen Senioren und Jugendliche gemeinsam aktiv sein können. 11:00 Uhr. Der Tisch ist fertig gedeckt, ab 11:00 Uhr soll der Brunch starten. Die ersten Gäste tröpfeln langsam herein. Der große Ansturm bleibt aus. Besorgte Gesichter bei den Organisatoren. Wer soll die vielen belegten Brötchen essen? 11:15 Uhr. Mit einem Schlag sind die Räumlichkeiten mit fast 70 Personen überfüllt. Nach einer kurzen Projektvorstellung durch die Organisatoren wird das Buffet eröffnet. In einem großen



Durcheinander werden schnell noch weitere Tische aufgestellt, Teller und Tassen herbei geschafft. Wieder besorgte Blicke der Organisatoren. Die straffällig gewordenen Jugendlichen sitzen zusammen in einer Ecke und wagen sich nicht unter die übrigen Stadtteilbewohner. Die erhofften Kontakte bleiben aus.

11:30 Uhr. Die Betreuerin der Jugendlichen hat eine zündende Idee und beauftragt die jungen Männer damit, die Leineberger konkret zu ihren Ideen und Wünschen an das Projekt zu befragen. Plötzlich ist alles ganz einfach! Die jungen Inhaftierten sitzen zwischen den Leinebergern, sie kommen miteinander ins Gespräch und bauen Vertrauen zueinander auf.

13:00 Uhr. Ein leeres Buffet und ein großer Stapel schmutziges Geschirr sind geblieben. Die Gäste sind gegangen, die Helfer räumen gemeinsam auf. Die jungen Männer „hätten sich ja recht ordentlich verhalten“, sagen die Senioren, „mitgeholfen haben sie. Der eine ist ja Koch!“ und „Solche Jungs brauchen doch eine neue Chance!“ Bei den jungen Inhaftierten heißt es „Die Omas waren ja total krass, echt nett!“ und „Die haben ja ganz normal mit uns geredet“.

Geblichen sind neben dem schmutzigen Geschirr neue Ideen für Angebote, die in den nächsten Jahren umgesetzt werden sollen und erste Kontakte mit Leineberger, die vielleicht in Zukunft im Projekt gemeinsam mit jungen Inhaftierten arbeiten und Senioren begleiten wollen. Verschwunden sind hingegen auf beiden Seiten erste Vorbehalte.

Eine solche Öffnung auf beiden Seiten, die das Projekt bewirken soll, hat durch den Auftaktbrunch begonnen.



Die Jugendanstalt Göttingen-Leineberg

Verbindungen schaffen

Werkstatt der Pilotprojekte „Zusammenleben in der Stadt“

Besuch bekommen die Immanuelkirche auf der Veddel in Hamburg und das daneben gelegene Café Nova häufig. Zu den Öffnungszeiten des Cafés, erst recht zum Sprachcafé, herrscht hier viel Betrieb und finden in der Kirche Konzerte statt, strömen die Veddel-Bewohner herbei. An diesem Ort trafen sich im Juni 2015 die Pilotprojekte aus dem Aufruf „Zusammenleben in der Stadt“ und füllten Kirche und Café mit intensiven Diskussionen. Gastgeber war das Projekt „New Hamburg“, das sich zum Ziel gesetzt hat, Verbindungen im Quartier Veddel zu schaffen, zwischen Alteingesessenen und Flüchtlingen aus der örtlichen Wohnunterkunft, zwischen Jung und Alt, verschiedenen Religionen und weiterem mehr (siehe Reportage S. 10). Verbindungen zu schaffen war auch eines der Ziele der zweitägigen Erfahrungswerkstatt. Die noch jungen Pilotprojekte hatten Gelegenheit, sich gegenseitig kennenzulernen und sich

vorbeikommenden Bewohnern, Kindern und Besonderheiten bekannt gemacht. Zurück im Café Nova erwartete alle ein von Veddel-Bewohnerinnen zubereitetes internationales Büffet, bei dem der Tag mit Ali-Cola und weiteren Gesprächen ausklang. Der rote Faden des ersten Tages waren die mannigfaltigen Ansätze der Projektträger, sich von sozialen Stereotypen zu befreien, die Wünsche der Menschen vor Ort zu erkunden und hierzu neue Formen der Bedarfsermittlung zu entwickeln. Wie das geht, zeigte das Gastgeberprojekt: unkomplizierten Kontakt organisieren, Begegnungen positiv gestalten und aus all dem ein kulturelles Experiment machen. Am zweiten Tag starteten die Projekte dann in thematischen Arbeitsgruppen. Bei der Vorstellung der Arbeitsergebnisse wurde deutlich, dass trotz der Vielfalt der Projekte vielfältige Verknüpfungen bestehen, dass viele der Ansätze ineinander-



auszutauschen. Dabei wurden Gemeinsamkeiten entdeckt und Unterschiede herausgearbeitet, ähnliche Problemstellungen identifiziert und Lösungsansätze besprochen.

So vielfältig wie das Zusammenleben in der Stadt sind auch die zu diesem Thema ausgewählten Pilotprojekte. Daher lag am ersten Tag der Werkstatt der Schwerpunkt auf dem Kennenlernen. In kleinen Interviewrunden hatten sie die Aufgabe möglichst viel über ihre Partner herauszufinden. Bunt über den Kirchenraum und das Café Nova verteilt, sitzend, stehend, liegend, sammelten die Projekte Informationen. Unter der ständigen Bewachung durch „Projekthund“ Xaver von „New Hamburg“ wurde anschließend der Projektmarktplatz eröffnet, auf dem sich jedes Projekt mit einer bunten Vielfalt aus Collagen, Postern, Fotostrecken und Skizzen präsentierte. Neugierig spazierten die Werkstattteilnehmer über diesen Marktplatz, die ersten Gespräche und Kontakte wurden vertieft. „Wie macht ihr das eigentlich?“, „Wie erreicht ihr die Leute?“ waren häufig gestellte Fragen.

Zum Abschluss des ersten Werkstatttages wurden die Teilnehmer von Claudia Plöching in einem Spaziergang über die Veddel geführt und nicht nur mit allen wichtigen Orten und Kooperationspartnern im Viertel, sondern auch gleich mit allen

greifen und sich ergänzen. Sabine Herz von der Begleitagentur FIRU mbH fand eine treffende Gemeinsamkeit: Alle machen „Stadtentwicklung von Innen!“ Damit beschrieb sie, dass die Projekte den alten Gegensatz zwischen „von oben“ und „von unten“ überwinden und sich hin zu einer Stadtentwicklung bewegen, die aus der Mitte der Stadtgesellschaft heraus entsteht. Zum Schluss brachen die Teilnehmer zu einer Exkursion nach Hamburg-Altona auf, um das zweite Pilotprojekt in Hamburg „KEBAP“ kennenzulernen. Dort wurden sie direkt am Hochbunker von Projektleiterin Heike Breitenfeld erwartet, die das Ziel von „KEBAP“ erläuterte: den Bunker zu kaufen und darin kulturelle Nutzungen wie Ateliers und Proberäume mit Energieerzeugung zu kombinieren. Diese Umnutzung hat schon begonnen: in den Außenbereichen des Bunkers wird Urban Gardening betrieben.

Die 1. Erfahrungswerkstatt der Pilotprojekte zum Aufruf „Zusammenleben in der Stadt“ fand in einem besonderen Rahmen statt und spiegelte damit den Charakter und die Vielfalt der Projekte wider. Sie schaffte Verknüpfungen und zahlreiche Berührungspunkte für den weiteren gemeinsamen Weg der Projekte. Und sie brachte die Erkenntnis, dass eine Erfahrungswerkstatt durch einen „Projekthund“ ungemein gewinnt.

Stadt auf Rädern

Was ist heute ein Quartierszentrum? Wie können angesichts des städtischen Wandels Orte gestaltet werden, die den Anwohnern Raum für Geselligkeit und Freizeit bieten? Auf die Spur solcher Fragen begibt sich das Urban Lab, das in Nürnberger Quartieren unterschiedliche Formen einer mobilen Infrastruktur erproben will, die als Treffpunkte der Stadtgesellschaft dienen und den lokalen Handel und die Gastronomie beflügeln. Um Neues zu entwickeln und die Gedanken ins Rollen zu bringen, wurde dafür der futuristisch anmutende Titel „Stadt auf Rädern“ ausgewählt. Doch hier geht es weniger um technoide Phantasiestädte, als um lokal entwickelte Begegnungsstätten, die sich eher an der DIY-Welt des Informellen Urbanismus orientieren. So sollen gemeinsam mit Akteuren im Quartier und Partnern aus der Stadt Nürnberg urbane Sozialräume entstehen.



Das Gast.Haus - neuer Ort im Quartier

Schon immer ist das Gebäude in der Gartenstraße in Hildesheim ein Hingucker im Quartier. Seine massive, rote Fassade mit den hohen Fensterbögen zieht viele Blicke auf sich. Hinter die Fassade schauen jedoch nur wenige – und das soll sich ändern.

Bereits seit 1881 bietet die „Herberge zur Heimat“ professionelle, nachhaltige Hilfe für Wohnungslose. Als Fürsorgeeinrichtung ist die heutige Tochter der Diakonie Himmelsthür e.V. fester Bestandteil des Quartiers. Mit ihrem neuen Projekt möchte die „Herberge zur Heimat“ noch einen Schritt weiter gehen und ihre Türen nun gänzlich öffnen. Die Herberge soll zu einem neuen Ort des Zusammenlebens zwischen Obdachlosen und Quartiersbewohnern umgebaut werden. Mithilfe des bunten Projektteams aus Obdachlosen sowie Anwohnern und Akteuren des Quartiers wird nach einer Ideenwerkstatt, verschiedenen Workshops und Baumeisterfrühstücken das „Gast.Haus“ entstehen, für das ein Teil des Hauses in der Gartenstraße nach den Bedarfen der Obdachlosen und Quartiersbewohner gänzlich neu gestaltet wird. „Es wird ein spannendes und hoffentlich durch viele Menschen inspiriertes Projekt“, erklären die beiden Leiterinnen Judith Hoffmann und Daniela Knoop. „Wir freuen uns sehr darauf, das Konzept mit allen gemeinsam zu entwickeln und umzusetzen.“



Zukunftstheater

Wie sieht der Ort aus, an dem wir leben? Wie soll der Ort aussehen, an dem wir in Zukunft gemeinsam leben wollen? Im Kölner Stadtteil Mülheim stellt sich diese Frage auf besondere Weise. Hier explodierte am 9. Juni 2004 in der türkisch geprägten Keupstraße eine Nagelbombe, die vom rechtsterroristischen NSU gezündet wurde. 22 Menschen wurden verletzt, ein Stadtteil im Kern erschüttert. Im Theaterstück „Die Lücke“ des Schauspiels Köln, das für eine Interimszeit nahe der Keupstraße beheimatet ist, stehen Anwohner und Schauspieler zusammen auf der Bühne. Gemeinsam unternehmen sie eine Aufarbeitung des Anschlags und eine Bestandsaufnahme zum Zusammenleben im Stadtteil. Das Schauspiel Köln nimmt seine Aufgabe als Stadttheater auch in Zukunft ernst: Es widmet einen Teil seiner Arbeit der Frage nach der Zukunft der Stadt. Im Projekt „Die Stadt von der anderen Seite sehen“ wird das, was mit der „Lücke“ begann, fortgesetzt. Gemeinsam mit Anwohnern aus dem Stadtteil Mülheim bringt das Theater verschiedene Gruppen zusammen, um mit ihnen eine Zukunftsvision von Mülheim zu entwickeln. Aus diesem Experiment entsteht vielleicht Kunst, vielleicht auch ein Labor der Stadtentwicklung in einem besonderen Teil der Stadt Köln. Sicher ist in jedem Fall: Zukunft geht nur gemeinsam.



Experimentierfelder - Wo Kirche Stadt findet

Gastronomie, Einzelhandel, Beratung, Werkstätten, Kaffeerösterei und Kultur – das alles bietet der Integrationsbetrieb „Goslarsche Höfe“ am Rande der Altstadt. Er ist einer von 18 Pionierstandorten im bundesweiten ökumenischen Pilotprojekt „Kirche findet Stadt“. Kirchen prägen den öffentlichen Raum und sind lokal verankerte Akteure und wichtige Partner einer integrierten Stadtentwicklung. In „Innovations- und Experimentierfeldern für eine partnerschaftliche Entwicklung lebenswerter Quartiere“ wird dies nun im lokalen Gemeinwesen erprobt. Die Kirchen und ihre Wohlfahrtsverbände bringen dabei ihre Expertise an den Schnittstellen zur integrierten Quartiers- und Ortsentwicklung ein und wollen bis November 2017 einen praxisorientierten Leitfaden für neue Partnerschaften im Quartier veröffentlichen.

DAHEIM - Bauen und Wohnen in Gemeinschaft

Insbesondere Ballungsräume erleben derzeit eine starke Nachfrage - auch von Familien mit Kindern und für gemischtes und integriertes Wohnen. Doch häufig können die Immobilienmärkte diese Lebensformen und Bedürfnisse nicht bedienen. Immer öfter übernehmen daher die Nutzer mehr Verantwortung, bilden Gemeinschaften und treten als Initiatoren, Investoren und als Entscheidungsträger auf.

Die Idee des gemeinschaftlichen Bauens und Wohnens erfordert neue Wege bei Planung und Umsetzung. Daher fördert die Nationale Stadtentwicklungspolitik die Ausstellung „Daheim. Bauen und Wohnen in Gemeinschaft“, die zwischen September 2015 und Februar 2016 im Deutschen Architekturmuseum in Frankfurt am Main zu sehen ist. Sie trägt zusammen, was diese Wohnform zu leisten im Stande ist, zeigt aber auch ihre Grenzen auf. Dies geschieht zunächst aus der Perspektive einer mit Architektur und Baukultur befassten Einrichtung. Neben vielfältigen Hintergrundinformationen werden 26 in Deutschland und überwiegend im europäischen Ausland realisierte Projekte gezeigt. Die Auswahl bildet ein breites Spektrum an Lösungen ab, die auf unterschiedliche Art und Weise mit ihrem Raumprogramm auf veränderte Lebensformen reagieren. Außerdem werden Projekte präsentiert, die auf besondere Weise aus dem Ort heraus entwickelt wurden – sei es durch eine Zielgruppenorientierung, räumliche oder kulturelle Gegebenheiten. Die Ausstellung bildet den Auftakt zu einem breit angelegten Prozess, der vom Deutschen Architekturmuseum (DAM) zusammen mit der Nassauischen Heimstätte/NH Projektstadt getragen wird. Experten aus Politik und Verwaltung, Wirtschaft, Wissenschaft und Zivilgesellschaft sollen gemeinsam Handlungsempfehlungen für die Weiterentwicklung des Themas formulieren. Durch gezielte Informationen über Beratungsmöglichkeiten und regionale Bündnisse werden auch potenzielle Bewohner angesprochen. Gerade in Ballungsräumen ist es dringend notwendig, neuen Wohnraum zu schaffen, sozial durchmischte Quartiere zu erhalten und eine bessere Durchmischung der Bevölkerung zu schaffen. Die Nassauische Heimstätte wird daher im Rhein- Main-Gebiet ein Grundstück zur Verfügung stellen, auf dem in den kommenden Jahren ein Initiativprojekt zum gemeinschaftlichen Bauen und Wohnen entstehen soll.

Weitere Informationen zur Ausstellung finden Sie unter www.dam-online.de





Bildnachweis:

- Titel: Simon Wallenda
S. 2: Simon Wallenda
S. 3: Foto: Bundesregierung (Steins)
Grafik: BBSR
S. 5: FIRU mbH/ MESS GbR
S. 6: Foto: Westfälische Rundschau (Franz Luthe)
Logo: Planerladen e.V.
S. 7: oben: Auslandsgesellschaft (David Ek)
unten: Oliver Schaper
S. 8: Fotografie Klagenfurt (Sissi Furgler)
S. 9: von links nach rechts: Hochschule Osnabrück,
Team Urbane Interventionen; Simeon Johnke
Fotografie; Konrad Szuster; Hochschule Osnabrück,
Team Urbane Interventionen
S. 10: Christian Bartsch
S. 11: Grafik: MESS GbR
S. 12: Christian Bartsch
S. 13: Landratsamt Lindau
S. 14/15: Grafik: FIRU mbH/ MESS GbR
Foto: Sally Below
S. 16: openberlin.org
S. 17: alle: Hochschule Osnabrück, Team Urbane
Interventionen
S. 18: alle: Hochschule Osnabrück, Team Urbane
Interventionen
S. 19: alle: Sophia Brock
S. 20: Martin Brück
S. 21: Fotos: Paul Glaser
Logo: second attempt e.V.
S. 22: Stephan Willinger
S. 23: oben: Dr. Hartmut Wolter
unten: JVA Göttingen Rosdorf Verwaltungs
bau“ von Gutingineu - Eigenes Werk.
Lizenziert unter CC BY 3.0 über Wikimedia
Commons - https://commons.wikimedia.org/wiki/File:JVA_G%C3%B6ttingen_Rosdorf_Verwaltungsbau.jpg#/media/File:JVA_G%C3%B6ttingen_Rosdorf_Verwaltungsbau.jpg
S. 24: alle: FIRU mbH
S. 25: oben links: Simeon Johnke Fotografie, oben
rechts: Herberge zur Heimat Himmelsthür
gGmbH (Daniela Knoop), unten links: Schau-
spiel Köln (David Baltzer)
S. 26: Koichi Torimura
S. 27: Michael Feser

Die Eröffnung der Ausstellung findet am Freitag, 11. September 2015 im Deutschen Architekturmuseum statt. Danach ist sie von 12. September 2015 bis 28. Februar 2016 zu sehen.

Zur Ausstellung erscheint die Publikation „Bauen und Wohnen in Gemeinschaft“ im Birkhäuser Verlag.



**Bundesinstitut
für Bau-, Stadt- und
Raumforschung**

im Bundesamt für Bauwesen
und Raumordnung



Herausgeber

Bundesinstitut für Bau-, Stadt-
und Raumforschung (BBSR)
im Bundesamt für Bauwesen
und Raumordnung (BBR)
Deichmannsaue 31 - 37
53179 Bonn

Bearbeitung

Forschungs- und Informations-Gesellschaft für Fach- und
Rechtsfragen der Raum- und Umweltplanung mbH
(FIRU mbH), Kaiserslautern
Sabine Herz, Kirsten Janson, Anika Rothfuchs
mit: Marc Altenburg, urban.process, Berlin (ma)
Andreas Kaufmann, Büro Kaufmann, Leipzig (ak)

Bundesinstitut für Bau-, Stadt-
und Raumforschung (BBSR)
Dr. Lars Wiesemann, Stephan Willinger

Gestaltung und Satz

FIRU mbH, Kaiserslautern
Kirsten Janson

MESS GbR, Kaiserslautern

Druck

Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung, Bonn
2.000 Exemplare

Bezugsquelle

nationale-stadtentwicklungspolitik@bbr.bund.de

Nachdruck und Vervielfältigung

Alle Rechte vorbehalten

Stand

September 2015

ISBN 978-3-87994-168-1

Bonn 2015